

Geschwister

Ich suche meine Rolle – *Marlies Winkelheide*

„... dass ich nicht meinen Bruder ändern muss“ – *Gerd Brederlow*

vorgestellt: *Bundesinitiative Daheim statt Heim*

Termine: *Hephata mit fünf Angeboten beim Kirchentag (6. bis 10. Juni)*

HephataMagazin

EINBLICKE - ANSICHTEN - AUSBLICKE

Nr. 14
April/07



Inhalt

HephataMagazin
Ausgabe 14 | April 2007



Ich suche meine Rolle



Unausgesprochene Akzeptanz machte mich stark

Editorial	01	15.5% sind schon geschafft Der aktuelle Stand des Hephata Spendenprojektes	15
Ich suche meine Rolle Marlies Winkelheide	02	"...Hephata hatte Prof. Degen" Die Verabschiedung von Prof. Dr. Degen als Direktor	16
"... dass ich nicht meinen Bruder ändern muss..." Gerd Brederlow über seinen prominenten Bruder Bobby	06	Namen und Neuigkeiten	18
Mein Bruder Tobias Kristina Merbecks und ihr "kleiner" großer Bruder	08	Nach 40 Jahren habe ich meine Schwester kennen gelernt	20
"...wir wollten einfach mal getrennt wohnen..." - zwei Schwestern berichten	10	Ein anderer Maßstab Ein geistliches Wort von Pfarrer Christian Dopheide	21
„Teilhabe für alle“ NRW Arbeits- und Sozialminister Karl-Josef Laumann stellt neues Programm in Hephata vor	11	Daheim statt Heim Hephata gehört zu den Erstunterzeichnern der neuen Bundesinitiative	22
Unausgesprochene Akzeptanz machte mich stark Ottmar Miles-Paul über seine Kindheit	12	Termine	24
Gegen das Vergessen Ein Gedenkbuch für die Opfer der nationalsozialistischen Euthanasie	14		

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Mein Bruder ist ein ganz besonderer Mensch, von dem man lernen kann.“ Wohl einer der wichtigsten Sätze dieses Magazins. Er findet sich im Beitrag von Kristina Merbecks. Aus unterschiedlichen Perspektiven interessiert sich diese Ausgabe für Geschwister mit und ohne Behinderung. Dabei geht es uns nicht ums Problematisieren. Es geht uns um die genaue und aufmerksame Wahrnehmung.

Wir alle sind geprägt von unseren Geschwistern. Sie sind Vorbilder, Konkurrenten, Widersacher, Verbündete, Geheimnisträger vor den Eltern, Nervensägen, Anvertraute, Versuchskaninchen, Anstands-Wau-Waus und wenn sie aufhören das zu sein, dann werden sie unsere Gesprächspartner für die wirklich wichtigen Dinge im Leben: Liebeskummer, Weltschmerz und Berufspläne. Die Heilige Schrift Alten und neuen Testaments, aber auch die Weltliteratur ist voll von Geschwister-Geschichten. Wir alle sind geprägt von unseren Geschwistern. Und wenn wir keine haben, dann sind wir genau davon geprägt.

Lohnt es sich dann, auf die Geschwister von Kindern mit Behinderung zu schauen? Wir meinen, es lohnt. Kein Mensch ist mit sich allein. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Hephatas arbeiten gern und intensiv mit Angehörigen zusammen. Häufig sind das die Geschwister. Sie wuchsen auf damit, dass ein Mitglied ihrer Familie stets eine besondere Aufmerksamkeit erhielt - aber auch Zurückweisungen der Umwelt erfuhr. Oft hatten sie sehr früh schon Verantwortung zu übernehmen – erhielten hierdurch aber auch Entwicklungschancen und erfuhren eine Stärkung ihrer Persönlichkeit. Sie waren Teil einer „besonderen“ Familie – und erlebten das „Besondere“ als völlig normal. Es hat uns einfach interessiert, hier genauer hinzuschauen, nachzufragen und die Vielfalt der Lebenserfahrungen wahrzunehmen.

Die Vielfalt des Lebens fasziniert uns. Raum zur Entfaltung zu geben, ist unser Geschäft. Deshalb schätzen wir die genaue Wahrnehmung. Deshalb fragen wir Geschwister nach ihren Erfahrungen. Lesen Sie, welche Geschichten uns Geschwisterkinder in dieser Ausgabe erzählen.

Mit dieser Ausgabe erscheint das HephataMagazin zum ersten Mal unter der Herausgeberschaft eines neu zusammengesetzten Vorstands. Zum Jahreswechsel bin ich in der Funktion des Direktors an die Stelle von Prof. Johannes Degen getreten, der am 2. Februar in den Ruhestand verabschiedet wurde. Gemeinsam mit Herrn Tichy bitte ich Sie auch weiterhin um Ihre geschätzte Aufmerksamkeit für die Themen, die uns am Herzen liegen und um das Vertrauen, das Sie unserer Arbeit entgegenbringen.



Ihr Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata

Pfarrer
Christian Dopheide

Dipl.-Kaufmann
Klaus-Dieter Tichy



Ich suche meine Rolle

Text: Marlies Winkelheide
Fotos: Udo Leist, Palo Alto

Lena, 9 Jahre, bekommt auf einem Geschwisterseminar einen kleinen Rucksack als Symbol für all das, was sie zu tragen hat als Schwester von 2 jüngeren Brüdern, einer hat eine Behinderung. Älteste, Ältester in einer Familie zu sein bringt nicht nur Vorteile. Da hat man manches zu verpacken und muss auch gut packen können; man lernt es mit der Zeit immer besser.

Lena stellt sich vor und äußert ihre Erwartungen an den Tag. Ihre Vorstellung endet mit dem Satz: „**Ich habe jetzt schon ein Problem. Wenn ich heute einige Dinge bekomme und sie für mich behalten will, wie kann ich das schaffen? Mein behinderter Bruder kommt doch immer in mein Zimmer und nimmt sich das heraus, womit er spielen will. Manches macht er auch kaputt. Wie kann ich denn meine Sachen schützen? Einen Schlüssel fürs Zimmer habe ich nicht, mein Bruder soll wenigstens fragen, ob er immer in mein Zimmer kann. Er macht das ja meistens, wenn ich nicht da bin.**“

Und schon hatten die Diskussionen begonnen, die Geschwister zu führen haben. Die von Lena gestellte Frage trifft auf die Situation von vielen Geschwistern mit jüngeren Kindern zu. Jüngere Geschwister werden größer, lernen sich an Spielregeln zu halten. Bei Geschwistern mit Behinderung ändern sich manche Verhaltensweisen langsamer, mühsamer, manches ist auch nicht möglich. Und zwischen Rücksichtnahme und eigenen Interessen, zwischen Verstehen und Fühlen gehen die Auseinandersetzungen der Geschwister hin und her.

Es ist so wie es ist

Wenn ein Kind mit Behinderung oder schweren Erkrankung in einer Familie lebt, verändert diese Situation das Leben aller Familienmitglieder.

- Die Eltern müssen sich neuen Herausforderung stellen. Sie sind mit ihren Gefühlen beschäftigt, manches gerät durcheinander, sie möchten aktiv etwas tun, sie möchten die richtigen Behandlungs- und Unterstützungsmöglichkeiten für das Kind finden, damit es so gut wie möglich leben kann.
- Sie suchen nach Möglichkeiten des Austausches mit anderen Eltern und Familien, die Ähnliches erlebt haben, ein Kind mit einer ähnlichen Behinderung haben.
- Sie sind mit vielen neuen Menschen und Meinungen konfrontiert, Ärzte, Frühförderer, sie sind aufgefordert sich eine eigene Meinung zu bilden, ein eigenes Urteil zu finden.
- Ihre Gedanken sind gebunden.
- Die Bedürfnisse des Kindes mit Behinderung stehen im Mittelpunkt.
- Das heißt nicht, dass die anderen Kinder, die Geschwister, von den Eltern vergessen sind. Eltern möchten gerne allen Kindern gerecht werden. Zeit und Aufmerksamkeit und auch Kraft können dennoch oftmals nicht so verteilt werden wie es sich alle wünschen.

Und je nach Alter des Kindes ist es den Eltern kaum möglich mit den Kindern darüber zu sprechen, sich gegenseitig von den mitunter ambivalenten Gefühlen mitzuteilen. Eltern möchten die Geschwister oft auf gar keinen Fall mit ihren Gefühlen belasten, sind davon überzeugt, dass es nicht gut ist und die Geschwister überfor-

dert. Geschwister ihrerseits spüren, dass es Themen gibt, die sie lieber nicht offen ansprechen sollten, zu denen sie keine Fragen stellen sollten.

Die Erfahrungen in der Begleitung von Geschwistern zeigen jedoch, dass Offenheit und Ehrlichkeit in einer Familie, das sich Eingestehen von widersprüchlichen Gefühlen, auch die Unsicherheit bei manchen Fragestellungen, der Austausch zwischen Eltern und Kindern die Basis sind, dass das Zusammenleben für alle gut gelingen kann.

Geschwister bekommen aus ihrer jeweiligen Perspektive all das Ringen und Suchen mit, nehmen die zusätzlichen Herausforderungen unterschiedlich wahr. Ist das älteste Kind das Kind mit Behinderung, so verändern sich die Geschwisterpositionen. Das Nächstgeborene ist dann häufig die „kleine große Schwester oder der kleine große Bruder“.

- Diese Kinder anerkennen die Ältere, den Älteren in der Familie.
- Sie erwerben sich manche Fähigkeiten schneller als die großen Brüder und Schwestern, nehmen mitunter Verantwortung für sie wahr und möchten die Brüder und Schwestern aber auf keinen Fall verletzen.
- Sie wollen (und müssen) ihre eigene Position finden.
- Die eigene Auseinandersetzung kann ihnen niemand nehmen.

Einige Geschichten, die Geschwister geschrieben haben, sollen hier stellvertretend manche Aussagen Gedanken und Fragen verdeutlichen. Vielleicht verdeutlichen die Geschichten von Kindern und Jugendlichen, die sich unbefangen äußern, am besten, um welche Auseinandersetzungen es geht.

(Entstanden sind sie in Seminaren für Geschwister, die sich an Kinder und Jugendliche, auch an Erwachsene wenden. Hier wird ihnen ein eigener Raum geboten, ihre Gedanken und Gefühle zu äußern zu ihrem Leben als Bruder, Schwester eines Menschen mit Behinderung.

Die Tatsache, einen Bruder, eine Schwester mit Behinderung zu haben, ist primär keine Indikation für eine Therapie. Es macht Sinn, hin und wieder Angebote wahrzunehmen, in denen Geschwister als Experten ihrer eigenen Erfahrungen mit diesen auch zu Wort kommen können, sich als Gruppe empfinden.)

So schreibt Boris, 13 Jahre in einer Parabel

In einer Rentierherde lebte eine Familie mit Mutter, Vater, Sohn und Tochter. Die Tochter konnte nicht richtig laufen und sprechen und war auch geistig behindert. Alle in der Herde wandten sich ab, wenn sie kam, nur ihre Familie hielt zu ihr. Als dann die Zeit der Herdenwanderung kam, wollte die Mutter ihr Kind nicht allein lassen. So entschlossen sie sich, mit der Tochter langsam hinterher zu ziehen. Bald waren sie schon weit zurück, weil sie öfter Pause machen mussten, da die Tochter nicht so schnell und ausdauernd laufen konnte.



Es wurde kälter und es fing an zu frieren. Sie hielten es kaum aus, und ihre Stimmung war schlecht, aber immer, wenn sich die Tochter blicken ließ und so freudig dreinschaute, hörten sie auf zu streiten. Sie liefen immer weiter, bald konnten sie nicht mehr, nur die Tochter war noch auf den Beinen. Sie sah die Eltern und den Sohn an und begann zu weinen. Da rappelte sich der Sohn auf, weil er es nicht mit ansehen konnte, und tröstete die Schwester. Nachdem sie still war, half er den Eltern auf die Beine, und sie wanderten weiter. Und dann, irgendwann, fanden sie Nahrung und auch ihre Herde. Der Bulle sagte mit einem Blick auf die Tochter zum Vater: „Dieses Vieh lebt ja immer noch, aber ich freue mich für dich, dass du es mit Frau und Sohn überlebt hast.“ Der Vater antwortete schlicht: „Ohne meine Tochter würden wir nicht mehr leben.“ Und er ließ ihn stehen.

Aus: Knees, Winkelheide (1999): Ich bin nicht du – Du bist nicht ich

Vor unseren Augen entsteht eine ganze Familiengeschichte wie viele Familien mit einem Kind mit Behinderung sie erlebt haben. Sie möchten weiter dazu gehören, werden weniger verstanden, können manchen Entwicklungen in den Familien nur noch in ihrem eigenen Tempo folgen, das von den Möglichkeiten des Kindes mit Behinderung bestimmt wird.

Boris beschreibt die Aufgaben eines Geschwisterkindes ebenso wie die „Leistung“ des behinderten Kindes, das in der Familie oftmals ein Bindeglied ist.





Pauline, ebenfalls 13 Jahre, schreibt:

Ich heiße Pauline. Mein Bruder Moritz ist autistisch. Auf ihn aufpassen ist auf die Dauer ziemlich anstrengend, weil man ihn keine Sekunde alleine lassen kann. Er würde sonst mit Sicherheit etwas ausstellen. Er wirft Sachen, die dann zu Bruch gehen, oder er beißt seit neuestem in das Kabel vom Staubsauger.

Da einer meiner Eltern immer auf Moritz aufpassen muss (außer sein Therapeut oder ein „Babysitter“ ist da), haben sie nicht ganz so viel Zeit für sich und für mich. Das ist für Mama und Papa sicher nicht gut, auch wenn sie sich das nicht so anmerken lassen.

Was mich betrifft, ich weiß es nicht so genau. Natürlich ist das nicht so wunderbar, aber es ist „einfach“ so. Manchmal habe ich versucht mir Moritz als normalen Bruder vorzustellen, aber es ging nicht so gut, denn Moritz ist schließlich Moritz, und eigentlich ist es ja auch gut so.

Aus: Winkelheide, Marlies (Hg.), (2007) Ich neben dir- Du neben mir, Geschwister behinderter Menschen aus mehreren Generationen erzählen

Pauline macht sich Gedanken über die Bedeutung des Zusammenlebens mit ihrem Bruder für die Beziehung ihrer Eltern wie für sich selbst.

Geschwister von Menschen mit Behinderung sind in ihrer sozialen Entwicklung Gleichaltrigen oft voraus, sind reifer, verantwortungsbewusster und sensibel für viele Fragen im zwischenmenschlichen Bereich.

Geschwister aus anderen Kulturbereichen führen ihre Auseinandersetzungen in einem anderen Rahmen. In der Begleitung sind wir aufgefordert, uns darüber zu informieren.

Ich bin der Älteste und Gesundeste von uns dreien.

Mein Bruder ist 11 Jahre alt und meine Schwester 13 Jahre. Sie haben Epilepsie und Microcephalie. Dazu kommt, dass es immer schlimmer mit ihnen wird, weil sie sich zurück entwickeln, d.h. sie können nicht laufen, sie haben eine Sehschwäche und noch vieles mehr.

Wir haben alles getan, fast die ganze Welt besucht und mit den Ärzten gesprochen. Doch keine Chance, die Lage wird schlimmer. In der Familie wird die Hoffnung so klein wie eine Bakterie. Es fehlt nur noch, dass etwas passiert in der Zukunft.

Die beiden leben bei uns zu Hause, dabei ist meine Mutter am meisten belastet.

Man fragt sich: Warum schickt ihr sie nicht ins Heim?

Ganz simpel zu beantworten: Weil sie sind auch unser Fleisch und Blut, sie gehören zu unserer Familie und in unserer Kultur gibt es nicht solche Sachen wie Heim oder so etwas ähnliches.

Ich weiß meine Ziele nicht genau... Ich habe viele Ziele gehabt wie Rapper, Fußballer, Islam-Lehrer, K1-Kämpfer, Ingenieur usw. als Beruf. Jedes Jahr habe ich meine Meinung geändert, dieses Jahr ist es ein Doktor- wobei ich meine Geschwister untersuchen will und die Ursache finden will.

Ich habe den Glauben an Islam und den Glauben an die Heilung meiner Geschwister.....

Ugur, 15 Jahre

Aus: Winkelheide, Marlies (Hg.), (2007) Ich neben dir- Du neben mir, Geschwister behinderter Menschen aus mehreren Generationen erzählen

Bei allen Fragestellungen bleibt das Wichtigste die Hoffnung, auch wenn sie so klein ist wie eine „Bakterie“....

Immer wieder geht es in den Schilderungen der Geschwister um Gerechtigkeit.

„Es ist nicht gerecht, aber es wird ausgeglichen,“ teilt Martin mit, „Ich bekomme viele Geschenke, mit denen ich alleine spielen kann.“ Und er ergänzt, dass er ein schlechtes Gewissen hat, sich zu freuen, weil er etwas geschenkt bekommt, weil sein Bruder krank ist. Aber schließlich will seine Mutter ihm eine Freude machen.

Was aber soll ausgeglichen werden, wenn es um Leben mit Behinderung geht?

Wir alle wollen es akzeptiert wissen als eine Lebensform wie andere auch, für die es Rahmenbedingungen zu schaffen (und zu erhalten) gilt, in denen Menschen mit Behinderung so selbstbestimmt wie möglich in Würde ihr Leben gestalten können. In der Auseinandersetzung zwischen Eltern und Kindern geht es dabei eher um den „Ausgleich“ von Zeit. Eltern stellen oft hohe Ansprüche an sich, weil sie nicht wollen, dass die Geschwister „zu kurz kommen“.

Achten wir genau auf die Wortmeldungen und Botschaften von Geschwistern, so geht es weniger um das Ausmaß von Zeit, sondern eher um zeitliche Möglichkeiten (hin und wieder) von ungeteilter Aufmerksamkeit für ihre persönlichen Belange.

Gerechtigkeit heißt nicht Gleichheit.

Darf ich glücklich sein, dass ich nicht behindert bin? Darf ich das sagen, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben, dass es meinen Bruder und nicht mich getroffen hat? Muss ich mich für diese Gedanken schämen?

Ich mag meinen Bruder sehr, aber seine Behinderung wchte ich nicht haben, und das wchte ich auch sagen dürfen ohne dafür bestraft zu werden.

(Franziska, 13 Jahre)

Das Buch zum Thema:



ICH NEBEN DIR – DU NEBEN MIR

- Geschwister behinderter Menschen aus mehreren Generationen erzählen
Herausgeberin: Marlies Winkelheide

Zu Themenbereichen wie Zeit, Verantwortung, Aussprechen von Gefühlen, Verrat, Solidarität, Verzicht, Ferien, Bevorzugung, Vernachlässigung, Auseinandersetzung (in mir, in der Familie, mit anderen) hat die Herausgeberin in einem persönlichen Brief Geschwister behinderter Menschen gebeten, ihre Gedanken aufzuschreiben.

Beteiligt haben sich 45 Geschwister im Alter von 8 bis 65 Jahren, die ihr in Geschwistergruppen, auf Geschwisterseminaren begegnet sind, die sich mit Fragestellungen an die „Beratungsstelle Geschwisterkinder“ bei der Lebenshilfe Bremen e.V. gewendet haben.

Entstanden sind ganz persönliche Geschichten, die dem Leser eine Fülle von Eindrücken und Erlebnissen aus einer besonderen Lebenssituation vermitteln können, die in unterschiedlichen Familien in verschiedenen Generationen bewtigt wurden.
Geest-Verlag, Vechta-Langfrden, 2007; ISBN 978-3-86685-045-3; 14,80 Euro

Es geht darum die Tiefe der Auseinandersetzungen der Geschwister zu begreifen, sie ernst zu nehmen mit ihren Fragen, auf diese Fragen zu hören, auch wenn es keine Antworten gibt, mit ihnen nach Antworten zu suchen, wo es möglich scheint, sie kritisch zu hinterfragen, sie in einen Zusammenhang von Grundhaltungen zu stellen und zu diskutieren.

- Warum habe gerade ich einen behinderten Bruder?
- Warum wird das Wort Behinderung so oft missbraucht?
- Warum verstehen uns (Geschwister) andere Menschen oft nicht?

Die Lebensgeschichten von erwachsenen Geschwistern zeigen, dass in der Bewältigung des Zusammenlebens mit einem Menschen mit Behinderung das Wesentliche die Offenheit und der Austausch im Gespräch mit den Eltern ist.

Auch erwachsene Geschwister würden heute noch gerne wissen wollen – wenn die Möglichkeit eines Gespräches noch geschaffen werden kann – wie die Eltern sie als Geschwister empfunden haben, was die Eltern gedacht und gefühlt haben, welches z. B. ganz wichtige Erlebnisse für die Eltern waren.

In den ganz normalen Auseinandersetzungen zwischen Geschwistern appellieren die Eltern oft an die Vernunft. Eltern möchten aufmerksam sein und ausschließen können, dass die besondere Geschwisterbeziehung Ursache für Fragestellungen in den Verhaltensweisen von Geschwistern sein kann. Sie ist immer nur ein Zugang zu den Fragen, die sich im Laufe des Lebens eines Menschen stellen. Aber diese besonderen Erfahrungen sollten mit in Überlegungen einbezogen werden dürfen, ohne Druck damit den Menschen mit Behinderung zu verletzen.

Die eigene, persönliche Auseinandersetzung können auch aufmerksame Eltern nicht für die Geschwister führen.

- Sie sind selbständige Persönlichkeiten, die nach ihrem eigenen Weg suchen, dem Bruder und der Schwester mit Behinderung gegenüber ihre eigene Rolle finden möchten.
- Ihr Lebensweg ist geprägt durch die Art des Zusammenlebens mit dem Bruder, der Schwester mit Behinderung.

- Sie lernen dadurch viel für ihre eigene Lebensgestaltung.

„Ich bin die, die ich bin, durch die Tatsache, dass ich diesen Bruder habe. Und das ist gut so.“
(Claudia, 28 Jahre)

Wichtig ist, dass sie auch gesehen werden als eigenständige Persönlichkeiten, unabhängig von diesen Erfahrungen und der Behinderung ihrer Geschwister.

Geschwister von Menschen mit Behinderung müssen oft mühsam lernen sich etwas für sich selbst zu wünschen, dabei nicht an die Lebenssituation des Bruders, der Schwester, der Eltern denkend.

Um sich in diesen Entwicklungen gegenseitig unterstützen zu können, ist es gut, hin und wieder „einen eigenen Raum“ zu haben, in denen Themen zur Sprache kommen können, die sonst nur schwer auszusprechen sind.

Dann können sie zu reifen, sozialen Menschen werden, die eine Vorbildfunktion haben für das Zusammenleben von Menschen.

Geschwister von Menschen mit Behinderung in unserer Gesellschaft müssen auch lernen sich zu schtzen, damit ihre sozialen Kompetenzen nicht dort selbstverständlich eingefordert werden, wo andere Menschen aufgefordert sind zu handeln, sich zu fragen, sich auseinander zu setzen.

Auch die Begegnung mit Geschwistern fordert uns heraus über uns selbst nachzudenken. Nehmen wir uns die Zeit auf die Botschaften der Geschwister zu hören. Sie haben uns viel zu sagen, werden sie doch im Zusammenleben mit besonderen Lebensbedingungen von Menschen groß, in dem für sie im Umgang vieles selbstverständlich ist, dem wir uns in der Begegnung immer nur - oft mühsam - annähern können.

Gehen wir an den Anfang des Artikels zurück. Lena hat sich die Unterstützung der Geschwistergruppe geholt, sich beraten lassen, damit sie das, was ihr wichtig erscheint, anders schtzen kann.

Sie sagt nicht, dass sie ihren Bruder nicht mag. Sie hat auch keine unaufmerksamen Eltern. Sie wusste nicht wie sie auch zu Hause deutlich machen kann, was ihr wichtig ist. Auf der Suche nach der eigenen Rolle müssen eigene Wege ausprobiert werden dürfen.

Es ist kein „Verrat“ an den Geschwistern mit Behinderung - eine Frage, die sich Geschwistern aller Generationen stellen, wenn sie laut (ffentlich) ber das nachdenken möchten, was ihr Leben geprägt hat. Es ist ein Weg zur Akzeptanz einer besonderen Lebenssituation.

Marlies Winkelheide, (Diplom-Sozialwissenschaftlerin, geb. 1948) hat seit 25 Jahren Erfahrungen in der Begleitung von Geschwistern behinderter Menschen. Gemeinsam mit Charlotte Knees hat sie für diese Personengruppe im Bildungsbereich eigene Formen von Angeboten entwickelt. Sie ist freiberuflich tätig und arbeitet seit 2005 in der „Beratungsstelle Geschwisterkinder“ der Lebenshilfe Bremen e.V. mit.

Weitere Informationen und Literaturempfehlungen finden Sie unter:

www.geschwisterkinder.de
geschwisterkinder@lebenshilfe-bremen.de



(v.l.) Gerd Brederlow, Bobby Brederlow, Udo Bandel

„ ... dass ich nicht meinen Bruder ändern muss, sondern mich selbst...“

Text: Gerd Brederlow Fotos: Jorinde Gersina (1), Vroni Knuefken (2)

Vom HephataMagazin wurde ich gefragt, ob ich einen Artikel über meinen Bruder Bobby und mich zum Thema Geschwister schreiben würde. Bobby hat das Down Syndrom und lebt seit über 15 Jahren in München. Seit dem Tod unserer Eltern sind mein Lebensgefährte Udo Bandel und ich seine Familie. Aber auch mit unserer Cousine Chris und ihrer Familie, die in der Nähe von Mainz, unserer ursprünglichen Heimat in Rheinland-Pfalz lebt, besteht eine sehr enge Verbindung.

Wenn Bobby nicht in der Lebenshilfe Werkstatt arbeitet oder malt, dreht er gerade wieder einen Film. Als ich meinem Bruder Bobby Brederlow erzähle, dass ich einen Artikel über uns verfassen soll, sagt Bobby: **„Sei froh, dass ich das Down Syndrom habe und so berühmt bin.“**

Zu Anfang, als Bobby zu uns kam, war ich unsicher, wie wir mit ihm umgehen sollten, und er stellte unser bisheriges Leben komplett auf den Kopf. Es war natürlich eine Riesenumstellung und wir mussten von einem Tag auf den anderen lernen umzudenken.

Wir waren, bevor Bobby zu uns kam, weit davon entfernt eine Familie zu sein. Unser Leben war unberechenbar, ohne feste Zeiten und Regeln. Wir machten

wozu wir Lust hatten, reisten viel durch die Weltgeschichte und hatten einen großen und exaltierten Freundeskreis. Was wir zum Beispiel lernen mussten, war unter anderem, sich an alle Abmachungen und Versprechen zu halten, mit absoluter Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit und Aufrichtigkeit. Bobby besteht auf der Einhaltung von verabredeten Terminen, wann, wo, mit wem, warum und wenn er etwas nicht leiden kann, sind es Veränderungen.

Er ist ein Pedant und Gewohnheitsmensch, der zur Bewältigung seines Alltags feste Rituale mehr braucht als andere. Außerdem ist er streng mit Formulierungen: Wir hatten im November einen Tag mit Aprilwetter. Sonne, Wolken, Wind und Regen wechselten alle fünf Minuten. Wenn ich dann über „Aprilwetter“ spreche, korrigiert Bobby mich ganz streng und sagt: „Es ist aber November“. Aber durch seine emotionale Kraft und spontane Warmherzigkeit ist Bobby eine wahre Bereicherung. Nicht nur unseres Lebens, sondern für alle Menschen und den gesamten Freundeskreis.

Bobby ist nicht nur herzlich und charmant, sondern auch ausgesprochen schlagfertig. Immer wieder kommen spontane Äußerungen, die man am liebsten sofort auf-

schreiben möchte. Er hatte angefangen, mit einem Freund Englisch zu lernen. Eines Tages waren wir zusammen bei Dr. Alfred Birolek in seine Talkshow „Boulevard Bio“ eingeladen. Bio fragte ihn: „Ich hab gehört, Du lernst jetzt auch Englisch?“ Bobby wie aus der Pistole geschossen: „Yes my dear.“

Und Bobby ist sozial, sehr gerecht und absolut demokratisch. Für ihn gibt es keine Unterschiede zwischen den Menschen, er behandelt alle gleich und er duzt alle, egal ob alt oder jung. Auch zwischen Film und Wirklichkeit macht Bobby nicht erst seit seinen ersten Dreharbeiten keinen Unterschied.

Als wir zum ersten mal nach New York reisten, wollte Bobby dort unbedingt „Kojak“ treffen. Als ich ihm erklärte, dass der Schauspieler Telly Savalas inzwischen gestorben sei, wollte er es partout nicht glauben, weil er ihn doch gestern erst im Fernsehen gesehen habe.



Bei den Dreharbeiten zu „Liebe und weitere Katastrophen“ stand Bobby weinend am Sarg seines verstorbenen Film-Großvaters und war so traurig

über dessen Tod, dass ihn alle trösten wollten. Aber selbst die die Erklärung, dass der Großvater gar nicht tot sei und der Sarg leer, konnte Bobbys Tränen kaum trocknen.

Diese andere Sichtweise auf das Leben, den Tod und die Welt ist fast beneidenswert. Bobby glaubt zum Beispiel, dass die Toten auf Wolken sitzen und uns von dort aus zuschauen. Unsere Mutter Ella sitzt natürlich auch auf einer Wolke, hat rot lackierte Fingernägel, raucht und beobachtet von dort aus, was ihre drei Jungs so machen.

Das ist eigentlich eine so schöne Vorstellung, dass man bedauern könnte, es besser zu wissen. Aber was ist schon normal? Welches ist überhaupt die richtige Sichtweise auf die Dinge des Lebens? Ist der Behinderte nicht normaler als wir Nicht-behinderte? Für Bobby gibt es andere Kriterien der Unterscheidung. Er hatte nie Lust, seine Kollegen aus der Behinderten Werkstatt der Lebenshilfe nach Hause einzuladen.

Als wir ihn fragten, warum nicht, antwortete er: „Die sind ja total behindert.“ Für ihn gibt es die Abstufungen von total behindert über ein bisschen behindert bis gar nicht behindert. Und ganz egal, ob

weniger oder mehr oder gar nicht behindert, für jeden Menschen gilt, dass man ihn fördern und fordern kann. Bobby ist das beste Beispiel dafür. Je mehr er dazu lernt und vom Leben kennen lernt, desto mehr entwickelt er sich und wächst über sich hinaus.



Vor allem habe ich gelernt, dass ich nicht meinen Bruder ändern muss, sondern mich selbst, denn er ist eindeutig der bessere Mensch, vor allem im Herzen. Ein Leben ohne Bobby wäre für mich heute unvorstellbar, er würde mir und Udo so

sehr fehlen. Menschen wie Bobby haben ihren eigenen Kopf, können dem Leben etwas abgewinnen und entwickeln manchmal viel mehr Lebensfreude als nicht-behinderte Menschen. Niemand ist frei von Macken und so möchte ich mit einem Zitat meines Bruders enden:

„Ein Mensch ohne Macke ist Kacke.“

Gerd Brederlow, geb. 1951, hat in Düsseldorf Design und Kunst studiert, arbeitete als Art Director einer Werbeagentur, schuf eigene Mode Kollektionen und ist heute Dozent für Modedesign an der AMD, München, und Consultant bei der Modeagentur Klausner. Zusammen mit seinem Bruder Bobby und seinem Lebensgefährten Udo Bandel lebt er in München.

„Bobby Brederlow, 41, Schauspieler mit Down-Syndrom, wollte berühmt sein und ist es geworden. Er drehte mit Senta Berger, Friedrich von Thun und Veronica Ferres, bei ihm zuhause stehen der Bambi und die Goldene Kamera. Und die Hochglanzmagazine schreiben davon wie ‚Bobby Mutmacher‘, der ‚Star zum Umarmen‘, auf Filmpartys die Nächte durchtanzt und mit blonden Frauen flirtet.“ So heißt es im Klappentext des Buches **„Bobby, Herr Bredi und Mister Herr Bendel – die Geschichte meines Bruders“** von Gerd Brederlow; für alle die nach dem Lesen dieses Artikels mehr wissen möchten. Piper Verlag, München 2002; ISBN 3-492-04475-1

Mein Bruder Tobias



Ich heiße Kristina und bin 19 Jahre alt, mein Bruder Tobias ist 20 Jahre alt und hat eine geistige Behinderung. Es fällt mir schwer zu sagen, was er nicht kann, da es in unserer Familie nicht wichtig ist, das in den Vordergrund zu stellen. Er ist derjenige, der er nun mal ist. Eigentlich sind es die Dinge, die andere für „selbstverständlich“ halten! Er kann nicht lesen oder rechnen, schreiben kann er nur seinen Namen. Mein Bruder ist darauf angewiesen, dass man ihn daran erinnert, nach dem Sport zu duschen oder morgens und abends die Zähne zu putzen. Er kann keine Uhr lesen und verwechselt die Wochentage. Aber er kann ganz andere Sachen, die ihn stolz machen und über die er sich freut. Er kann Bus fahren und freut sich riesig, wenn ein Kumpel bei ihm übernachten darf.

Man kann von ihm Ehrlichkeit lernen und dass man Menschen nicht verurteilen sollte, nur weil sie nicht sind wie andere, sondern sie so zu nehmen wie sie sind. Mein Bruder und ich haben ein tolles Verhältnis zueinander. Eigentlich verstehen wir uns immer gut. Früher haben wir immer alles zusammen gemacht.

Wir waren zusammen im Kindergarten, sind zusammen zur Kinderkommunion und zur Firmung gegangen. Wir sind durch die Felder getobt, haben aus Sand „Mulle matsch“ gemacht und uns gegenseitig damit beschmissen. Wir haben zusammen im Garten gezeltet und mit Autos gespielt. Mit fünf oder sechs Jahren fanden wir es total lustig unsere Klamotten zu tauschen. Tobias war ich, und ich war Tobias. Ein Rollentausch für einen Tag sozusagen.

Trotzdem war es nicht immer leicht, vor allem im Alter von elf bis 15 Jahren, anderen zu erklären, was mein Bruder hat und dass er nicht so ist wie andere große Brüder. In dem Alter weiß man gar nicht, wie man damit umgehen soll, wenn andere ein Problem damit haben. Vor kurzem hat eine Klassenkameradin meiner Schwester (13) zu ihr gesagt „Du bist genauso behindert wie dein Bruder!“ Natürlich weiß man mit 13 nicht, was man darauf antworten soll oder wie man damit umgeht, wenn man ja eigentlich „genug mit sich selbst zu tun hat“! Aber ich glaube, dass man dadurch Selbstbewusstsein aufbauen kann und irgendwann weiß,

damit umzugehen. Ich hab immer noch sogenannte „Freunde“, die ein Problem damit haben, dass mein Bruder geistig behindert ist, auch wenn es natürlich keiner zugeben will.

weg, und er bleibt wieder mit meinen Eltern alleine zu Hause! Natürlich hat er auch Hobbies; er geht jede zweite Woche zum ZAK (Zentrum für Aktion und Kommunikation), einmal wöchentlich zum Sport und zur AFBJ (Aktion Freizeit behinderter Jugendlicher). Außerdem hat er eine Dauerkarte fürs Stadion. Aber trotzdem ist er immer auf Betreuung angewiesen! Deshalb mag ich es auch nicht, wenn jemand sagt „Du bist ja genauso behindert wie dein Bruder!“, weil es nicht selbstverständlich ist „normal“ zu sein!

Ich mache im Moment mein Abitur, am 26. März fangen die ersten Prüfungen an. Es ist toll, wenn mein Bruder dann sagt „Klar, du schaffst das schon!“. Nach dem Abi mache ich ein Freiwilliges Soziales Jahr



Im Sommer wollte ich mit ein paar Freunden zum See fahren, schwimmen. Meine Eltern waren nicht da, also hab ich gesagt „Mein Bruder kommt dann auch mit!“ Auf einmal hatte keiner mehr Zeit, und letztendlich bin ich mit meinem Bruder alleine gefahren. Man lernt daraus, abzuwägen, wer gute Freunde sind und wer nicht! Meine besten Freunde kommen damit zurecht, was für mich auch wichtig ist!

Mein Bruder arbeitet im Lager bei der Hephata-Betriebsstätte am Tippweg. Es ist toll für ihn zu sehen, dass er wichtig ist. Es gibt auch ein Wohnprojekt, in Broich, was hier ganz in der Nähe ist. Im Laufe des nächsten Jahres zieht er dann aus und wohnt mit sieben seiner Freunde zusammen, die er größtenteils alle schon von der Schule kennt. Meine Eltern fanden es eigentlich immer wichtig, dass mein Bruder irgendwann auszieht und „selbstständig“ sein Leben lebt! Schließlich will man ja selbst auch nicht mit 40 noch bei Mama und Papa wohnen.



und würde danach, am liebsten in Köln, Sonderschulpädagogik auf Lehramt studieren.

Ich bin immer viel unterwegs mit Freunden oder zum Proben mit der Band, in der ich singe (Candy Apple). Mein Bruder fragt dann manchmal „Wo gehst du hin?“ Meistens kommt dann ein enttäuschtes „Ok, viel Spaß!“, wenn ich sage, dass ich mich mit Freunden treffe oder wir irgendwas unternehmen. Das sind Sachen, bei denen er immer derjenige ist, der zurückstecken muss. Ich bin

Ich finde es toll für ihn, dass er die Möglichkeit hat auszuziehen, weil es einfach auch schöner für ihn ist. Andererseits stelle ich es mir auch seltsam vor. Immerhin haben wir jahrelang alle zusammen hier gewohnt, und auf einmal fehlt dann einer.

Mein Bruder ist stolz auf mich, was man auch daran erkennen kann, dass ich ihn mit dem Auto am liebsten überall hin fahren und auch wieder abholen soll und nicht meine Eltern. Er sagt immer, ich wäre seine „große Schwester“, dabei bin ich ungefähr zwei Köpfe kleiner als er und ein Jahr jünger. Aber es ist ein tolles Gefühl, und mein Bruder ist ein ganz besonderer Mensch, von dem man lernen kann, trotz gewisser Umstände, glücklich und unbeschwert zu sein.



Kristina Merbecks



„... wir wollten einfach mal getrennt wohnen.“

- zwei Schwestern berichten

Wie lautet Ihr Name und wie alt sind Sie?

Petra Brüggemann: Ich bin Petra Brüggemann, 40 Jahre alt.

Ingrid Brüggemann: Ich bin die Ingrid Brüggemann, ich bin 41. Petra hat vor mir im Monat Geburtstag. Petra im Juni, ich im Juli.

Wo wohnen Sie und seit wann wohnen Sie dort?

Petra B.: Seit 5 Jahren in der Talstraße.

Ingrid B.: Wie lange wohne ich in der Bismarckstraße? Ich glaube 3 oder 4 Jahre. (Anmerkung der Redaktion: In der Talstraße 107 und in der Bismarckstraße 43 in Mettmann befinden sich Wohnhäuser der Ev. Stiftung Hephata Wohnen gGmbH.)

Wo haben Sie vorher gewohnt?

Petra B.: Vorher...

Ingrid B.: Erst haben wir in Erkrath gewohnt, mit unseren Eltern und unseren zwei Brüdern. Dann waren wir in Hochdahl im Heim, da waren wir noch jung.

Petra B.: Danach haben wir im Appartement gewohnt auf dem Benninghof.

Ingrid B.: Das war in der K 8.

(Anmerkung der Redaktion: K 8 steht für das Haus Nummer 8 im so genannten Kinderdorf auf dem Benninghof in Mettmann).

Petra B.: Ich bin zuerst ausgezogen in die Talstraße.

Ingrid B.: Danach ich in die Bismarckstraße.

Wollten Sie nicht mehr gemeinsam wohnen?

Ingrid B.: Ich glaube, Du wolltest früher umziehen, Petra.

Petra B.: Wir wollten einfach mal getrennt wohnen.

Ingrid B.: Das hat sich so ergeben. Wir haben mitgekriegt, dass Häuser gebaut werden und gedacht, das wäre was für uns.

Haben Sie Kontakt zu Ihren Angehörigen?

Ingrid B.: Unsere Eltern sind schon gestorben.

Petra B.: Der Bruder aus München kommt manchmal vorbei. Der Bruder aus Ratingen, von dem hört man nichts.

Ingrid B.: Der ist ja auch schon verheiratet. Wir waren auch auf der Hochzeit.

Verbringen Sie Ihre Freizeit zusammen, wenn ja wie?

Petra B.: Wir sehen uns hin und wieder.

Ingrid B.: Du meinst, ab und zu mal.

Petra B.: Ja, manchmal schlafen wir am Wochenende bei dem anderen. In der Woche sehen wir uns weniger nach der Arbeit.

Ingrid B.: Wir gehen mal in die Stadt, gucken Fernseh oder hören Musik, was gerade so anfallen könnte.

Haben Sie Haustiere?

Petra B.: Ich habe 2 Wellensittiche. Die Gelbe ist ein Weibchen und heißt Lisa. Der Blaue heißt Joschi, kann man sich leicht merken.

Ingrid B.: Ich habe 2 Rennmäuse, hab ich mir unten in der Bismarckstraße geholt. Den Käfig habe ich meiner Betreuerin abgekauft.

Haben Sie gemeinsame Freunde?

Petra B.: Das kann man so sagen.

Ingrid B.: Du hast ja einen festen Freund.

Petra B.: Ja, der auch manchmal ganz schön nervt. Wir machen dann mal was mit den Leuten aus der Talstraße oder der Bismarckstraße.

Fahren Sie zusammen in den Urlaub?

Petra B.: Haben wir auch schon zusammen gemacht.

Ingrid B.: Ja, letztes Jahr waren wir mit der Bismarckstraße weg. Da haben die Mitar-

beiter Dich doch gefragt, Petra. Wir waren in Mecklenburg-Vorpommern. Das war genau an einem See.

Petra B.: Ja, am See ist immer schön.

Ingrid B.: Dort haben wir in alten Reisebussen geschlafen. Manchmal war es ganz schön kalt. Zum Glück hatten wir Schlafsäcke.

Wo arbeiten Sie?

Ingrid B.: Wir arbeiten beide in der Gärtnerei auf dem Benninghof. Wir machen eher unterschiedliche Sachen. Ich mache jetzt die Arbeiten von R., ohne dass die mich gefragt haben. Ich mache Räume sauber und putze.

Petra B.: Ich bin mal im Verkauf oder gieße Blumen. Die Aufgaben wechseln immer mal wieder.

Wie gefällt es Ihnen, Ihre Schwester in der Nähe zu haben?

Ingrid B.: Wir verstehen uns gut.

Petra B.: Das ist gut. Bis jetzt haben wir uns noch nie gestritten.

Was wünschen Sie sich für Ihre Zukunft?

Petra B.: Irgendwann möchte ich mal mit meinem Freund zusammen ziehen. Aber nicht so hoppla hopp. Ist ja auch nicht schlimm, wenn in meinem Zimmer mal jemand anderes wohnt.

Ingrid B.: Mir geht es gut. Ich mache im Moment einen Schreib- und Lesekurs an der Volkshochschule in Mettmann.

Vielen Dank für das Gespräch und Ihnen beiden alles Gute.

Das Interview wurde geführt von Kathrin Schulze Othmerding. Sie ist Diplom-Heilpädagogin und arbeitet als Fachkraft für Dezentralisierung in der Abteilung 22 der Wohnen gGmbH der Ev. Stiftung Hephata.



„Teilhabe für alle“

NRW Arbeits- und Sozialminister Karl-Josef Laumann stellt neues Programm in Hephata vor

Text: Dieter Kalesse Fotos: NRW-Ministerium, Britta Schmitz

Am 31. Januar besuchte NRW-Minister Karl-Josef Laumann die Evangelische Stiftung Hephata, um das am 19. Dezember 2006 verabschiedete behindertenpolitische Programm **„Teilhabe für alle - Programm der Landesregierung NRW für Menschen mit Behinderung und ihre Familien bis 2010“** öffentlich vorzustellen.

Vor etwa 160 Betroffenen und Fachleuten aus der Region Mönchengladbach erläuterte Laumann, dass in NRW 2,3 Millionen Menschen mit einer Behinderung leben - das entspricht 12,7 % der Bevölkerung - und dass perspektivisch auch die 5 % der Bevölkerung, die derzeit über 65 Jahre sind, mit gesehen werden müssen. Deshalb habe sich die Landesregierung entschlossen nicht mehr - wie in der Politik leider bis heute vielfach üblich - in Ressorts zu denken, sondern ressortübergreifend ein Konzept zu entwickeln. Laumann will mit dem Papier der Behindertenpolitik in der öffentlichen Debatte wieder Raum geben und **„Menschen mit Behinderung in die Mitte der Gesellschaft holen“**. Dabei sei nicht mehr der fürsorgende Staat Leitbild, sondern der eigenständig lebende Mensch mit Behinderung, der selbst entscheidet und barrierefreien Zugang zu Gebäuden, Verkehrsmitteln und den modernen Medien bekommen muss.

Kurz zusammengefasst geht es in „Teilhabe für alle“ darum, sich mit dem in der Behindertenpolitik Erreichten noch nicht zufrieden zu geben und besonders auch die Belange der älter werdenden Bevölkerung in den Blick zu nehmen.

Es geht zukünftig darum, passgenaue Hilfen zu entwickeln. **„Neue Hilfen sind“**, so Laumann, **„dann gut, wenn sie individuell unterstützen“**.

In harter Währung ausgedrückt sieht das Programm in diesem Jahr 105 Millionen Euro für den Abbau von Barrieren im öffentlichen Personennahverkehr vor. Der barrierefreie Umbau von Wohnungen, Eigenheimen und - paradoxer Weise - auch Heimen soll mit 60 Millionen Euro gefördert werden. 1,8 Millionen fließen in die Umschulung schwerstbehinderter Menschen, die in den Landesdienst übernommen werden und 1,7 Millionen in die Schaffung von 100 zusätzlichen Ausbildungsplätzen für junge körperbehinderte Menschen.

An dieser Stelle sei angemerkt, dass der Löwenanteil der Finanzierung der Hilfen für Menschen mit Behinderung aus den kommunalen Haushalten kommt. Deshalb ist es sicherlich gut, wenn im Papier des Ministers auch auf das Forum **„Teilhabe für alle“** hingewiesen wird, zu dem es heißt: **„Weiterentwicklung erfordert Kommunikation und Diskussion. Die Landesregierung möchte eine neue Kultur des Dialogs initiieren.“** Denn das, was Minister und Landesregierung zum Ausdruck bringen, wird eine große Zahl von Kommunalpolitikern noch lernen müssen: In Städten und Gemeinden ist das Leben nicht dadurch lebenswerter, dass diese ihre Bürger mit Handicap in erster Linie als Kostenfaktoren sehen, sondern dadurch dass diese in das Gemeinwesen voll integriert werden. Denn so formuliert die Landesregierung:

„Teilhabe für alle ist sozial und gerecht. Niemand soll ausgegrenzt werden. Denen, die Unterstützung brauchen, muss von der Gesellschaft geholfen werden. Dies gilt besonders für Kinder und alte Menschen.“

Bezogen auf Hephata als Gastgeber fand Minister Laumann lobende Worte:

„Hephata ist ein Beispiel dafür, wie sich Arbeit mit behinderten Menschen geändert hat: Von der Fürsorge zu einer umfassenden Teilhabegerechtigkeit. Hephata ist dieser Umbau gelungen.“



Vor dem Bürgergespräch im Glashaus des Hephata Gartencenters hatte sich Minister Laumann 60 Minuten Zeit für ein Gespräch mit dem Vorstand der Stiftung genommen. Christian Dopheide und Klaus-Dieter Tichy nutzten diese Gelegenheit auch, um Hephatas Erfahrung darzulegen, dass Häuser, in denen 24 Menschen mit Behinderung leben sollen, als Einheiten sowohl bezogen auf die Lebensqualität im Haus, wie auch auf die gewünschte Integration in ein nachbarschaftliches Wohnumfeld, zu groß sind.

Im Ergebnis bewertet der Hephata Vorstand die Initiative der Landesregierung sehr positiv und sieht darin eine Unterstützung der seit 10 Jahren konsequent umgesetzten Philosophie der Stiftung.

Dieter Kalesse leitet die Abteilung Kommunikation der Evangelischen Stiftung Hephata



Unausgesprochene Akzeptanz machte mich stark

Text: Ottmar Miles-Paul Fotos: Udo Leist, privat

Die Frage nach einem Artikel über meine Erfahrungen im Umgang mit meinen Geschwistern als jemand, der von Geburt an sehbehindert ist, reizte mich auf Antrieb. Allein schon deshalb, weil ich darüber noch nie so richtig nachgedacht hatte. Dies zeigt, dass über das Thema Behinderung so gut wie nie in unserer Familie intensiver gesprochen wurde, obwohl es doch oft präsent war. Wir haben das Thema sozusagen unausgesprochen gelebt.

Beim Nachdenken über den Umgang mit meinen Geschwistern lande ich zuerst bei den letzten Weihnachtsferien. Zusammen mit meinem 12jährigen, in den USA lebenden, Sohn und mit



Ottmar Miles-Paul (zweiter v.re.) im Kreis seiner Familie

meiner Lebensgefährtin besuchte ich meine ca. 500 km von Kassel entfernt in Süddeutschland lebende Familie für einige Tage. Dabei handelt es sich um

meine drei Schwestern und zwei Brüder und meine Mutter - mein Vater ist bereits 1982 gestorben. Bei regelmäßigen Besuchen wie diesen wimmelt es förmlich in dem kleinen Haus meiner Mutter von Menschen, denn fast alle meiner Geschwister wohnen im Umkreis von maximal 10 km und kommen gerne und regelmäßig bei meiner mittlerweile fast 75jährigen Mutter zusammen.

Unsere Familie pflegt also intensive und regelmäßige Familienbeziehungen. Die Tatsache, wie selbstverständlich und herzlich mein Sohn, der kaum deutsch spricht, vom Kreise der Familie aufgenommen und einbezogen wird - obwohl meine Mutter kein Englisch spricht - symbolisiert den in vielen Bereichen recht toleranten Charakter unserer Familie.

Diese Toleranz ist vielleicht ein Ergebnis des Zusammenwirkens einer Familie, in der sowohl ich als auch mein elf Jahre jüngerer Bruder mit einer Sehbehinderung aufgewachsen sind.

Blicke ich weiter in die Geschichte unserer Familie zurück, sehe ich neben dem großen Zusammenhalt und viel Spaß, die üblichen Reibungen, die es

mit Geschwistern gibt. Wir hatten während unserer Kindheit Phasen, in denen wir gestritten haben wie die Kesselflicker, und ich erinnere mich noch gut daran, dass ich hin und wieder „Ecke-Stehen“ musste, weil ich wieder mal was angestellt hatte. Wahrscheinlich waren es gerade diese Selbstverständlichkeiten, die mir ein weitestgehend gleichberechtigtes Aufwachsen trotz meiner Sehbehinderung ermöglicht haben. Ein anderer Aspekt war dabei das Streben meiner Mutter, möglichst alle Kinder gleich zu behandeln und für uns behinderte Kinder keine unnötigen Schonräume aufzubauen.

Das Engagement meiner Mutter, dass mein Bruder und ich die Regelschule im Dorf besuchen konnten und nicht auf eine weit entfernte Sonderschule mussten, war für ein natürliches Aufwachsen in der Familie für mich enorm wichtig. Als ich später im Alter von 14 Jahren die Woche über 100 km entfernt von zu Hause im Internat einer Blinden- und Sehbehindertenschule war, erlebte ich nämlich, wie schnell man sich von seinem bisherigen Umfeld entfernen kann. Meine Eltern gaben mir und meinen Geschwistern zudem viele Freiheiten, so dass ich als Kind trotz meiner Sehbehinderung viele Erfahrungen sammeln und vieles ausprobieren konnte. Lediglich vor handwerklichen Tätigkeiten wurde ich weitgehend verschont und beim Einkaufen genoss ich einige Erleichterungen.

Hilfreich war es für mich als sehbehindertes Kind, viele Geschwister um mich herum zu haben. Denn wir sechs Kinder bildeten schon für uns ein eigenes Rudel. Dies wurde dadurch verstärkt, dass wir einen kleinen offen zur Straße unserer Siedlung gestalteten Hof mit Sandkasten, Schaukel und Turnstange hatten, der ein beliebter Treffpunkt für die meisten Kinder der Nachbarschaft war, so dass bei uns fast immer was los war. Dies hatte für mich den großen Vorteil, dass die Kinder zu uns kamen. Hier konnte ich mich aus, hatte mehr Sicherheit und auch eine gewisse Lufthoheit, weil die anderen Kinder



gerne zu uns kamen. Vielleicht war dies meinen Eltern bewusst, vielleicht aber auch nur Ausdruck einer generellen Offenheit für Kinder.

Ein anderer Vorteil der vielen Geschwister bestand für mich darin, dass ich mich als „Mittelkind“ an verschiedenen Geschwistern orientieren und von ihnen lernen bzw. mit ihnen wachsen konnte. Die älteren Geschwister verfluchten manchmal zwar, auf mich und die anderen jüngeren Geschwister aufpassen zu müssen, waren für mich aber eine gute Stütze. So konnte ich selbstverständlich mitspielen, wenn die Kinder in der Nachbarschaft Fußball spielten. Da mein fünf Jahre älterer Bruder ein guter Fußballer war, konnte ich als eher bescheidener Kicker gut in seinem Schatten mit segeln. Beim Versteck-Spielen war es keine Frage, dass ich mit dabei war, auch wenn ich mich förmlich mit meinem schlechten



Sehen und diversen Tricks durchmogeln musste. Hier halfen mir vor allem die jüngeren Geschwister, die schon aufgrund ihres geringeren Alters verhinderten, dass ich immer der schlechteste beim Spiel war. Mit diesem Rückenwind meiner Geschwister habe ich trotz meiner Einschränkungen an vielen Spielen ganz selbstverständlich teilgenommen. Und dann ist da noch meine älteste Schwester, zu der wir als Kinder oft in Ferien fuhren und die sozusagen der gute Geist der Familie ist.



Auch wenn mir meine Geschwister eine gewisse Sicherheit gaben und das Anderssein von mir und meinem sehbehinderten Bruder vielleicht dazu beigetragen hat, dass diese ein gutes Maß an Verständnis und vielleicht auch Solidarität gelernt haben, war es für mich wichtig, Herausforderungen auch selbst durchstehen zu können. Die zum Glück recht kurze Zeit, in der ich in der Schule von einigen als „Brillenschlange“ oder „Schillermockel“ beschimpft und

mich zuweilen auch Prügel erwehren musste, meisterte ich lieber selbst oder mit Hilfe meiner Schulfreunde, ohne dass ich zu Hause davon erzählt habe. Dies wäre mir damals peinlich gewesen. Dass ich meinen Geschwistern nicht, soweit es mir bewusst ist, peinlich war, rechne ich ihnen hoch an. Denn ich konnte selbst erfahren, wie schwer dies sein kann, als einer meiner Schulfreunde abfällig über meinen sehbehinderten Bruder redete. Der Ärger darüber hat mein Gerechtigkeitsgefühl bis heute gestärkt. Vielleicht war es also gerade diese unausgesprochene Solidarität meiner Geschwister, die mich heute zu einer recht starken Persönlichkeit gemacht hat und den Zusammenhalt unserer Familie trotz der üblichen Herausforderungen und der Unterschiede der Einzelnen gefördert hat.

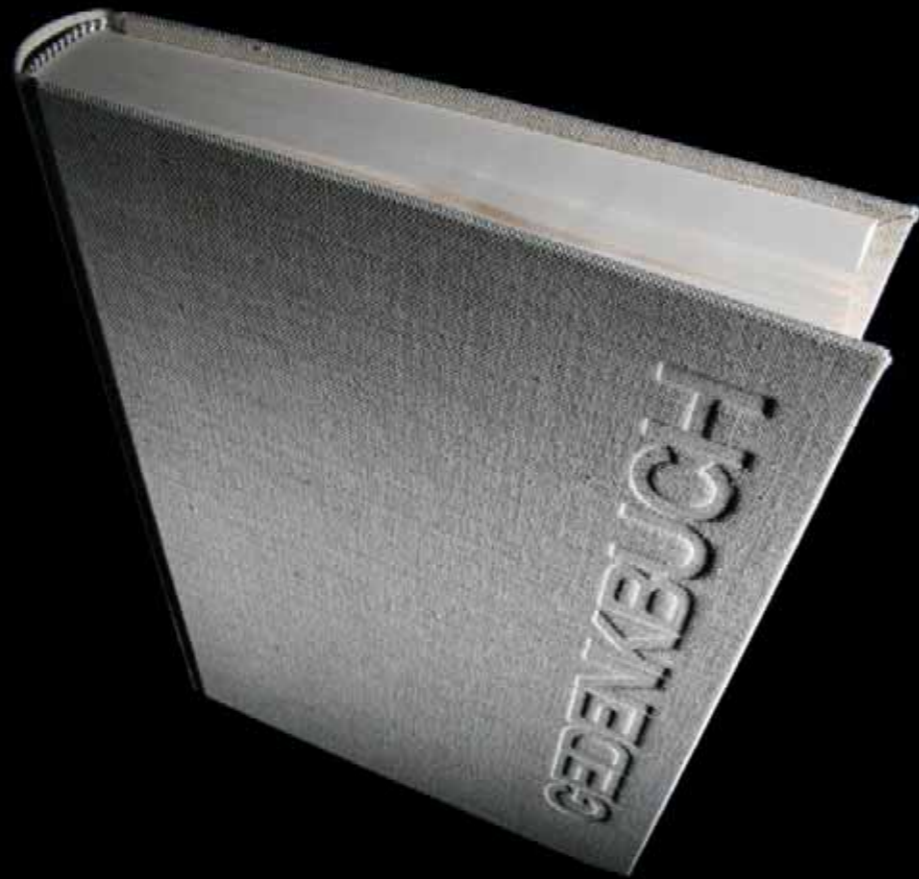
Ottmar Miles-Paul ist 42 Jahre alt und in Kassel als freiberuflicher Publizist tätig. Der von Geburt an sehbehinderte Pressesprecher der Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland (ISL) setzt sich mittels vielfältiger Vorträge, Publikationen und der Koordination von Veranstaltungen seit über 20 Jahren für die Gleichstellung und Selbstbestimmung behinderter Menschen ein. Seit sechs Jahren gestaltet er als Stadtverordneter die Kasseler Kommunalpolitik aktiv mit.



Jeder hat den Begriff „Euthanasie“ schon gehört, aber die wenigsten wissen wirklich, was dieser Begriff bedeutet. Viele verknüpfen mit „Euthanasie“ Sterbehilfe für unheilbar Kranke und Schwerverletzte, um qualvolles Leiden zu ersparen. Der Begriff „Euthanasie“ ist ein vieldeutig verwendeter Begriff. Er kommt aus dem griechischen und setzt sich aus den beiden Worten „eu“ – gut, richtig, leicht und „thanatos“ – der Tod zusammen. Er wird in der Regel als guter Tod übersetzt oder auch als gute Tötung oder schöner Tod.

Die Nationalsozialisten verwendeten den Begriff „Euthanasie“ für die Vernichtung „lebensunwerten Lebens“. Es war nicht die „Euthanasie“ im Sinne einer vom Patienten gewünschten Sterbehilfe, sondern es handelt sich um einen Euphemismus für die geplante und systematische Tötung von sogenannten „Erb- und Geisteskranken, Behinderten, sozial oder rassistisch Unerwünschten, Asozialen und Fremdrassigen“. Die Vernichtung von „lebensunwertem Leben“ wurde auf verschiedene Weise durchgeführt. Die Nationalsozialisten trennten nach bestimmten Kriterien die Menschen, um sie dann in verschiedenen Anstalten unterzubringen und am Ende zu ermorden. Von der Tötungsmaschinerie wurde keiner verschont, Frauen, Babys, Kinder und auch alte Menschen wurden ermordet. Heute fällt es schwer sich den Ablauf vorzustellen. Diese Menschen wurden als Objekte behandelt, sie wurden entmenschlicht und wie in einer industriellen Fertigung abgearbeitet. Die Nationalsozialisten schauten dabei auf Effizienz und Wirtschaftlichkeit.

In der
Hephata-Kirche
erinnert
jetzt
ein
Gedenkbuch
an die
Opfer
der
nationalsozialistischen
Euthanasie



Gegen das Vergessen

Warum ist dieses Thema auch interessant für die Evangelische Stiftung Hephata?

Auch die "Pfleglinge" von Hephata sind der nationalsozialistischen Vernichtung nicht entkommen. Die Evangelische Bildungs- und Pflegeanstalt Hephata versuchte, wie viele andere kirchliche Anstalten, durch passiven Widerstand ihre "Pfleglinge" vor der Registrierung und die dadurch folgende Verlegung und Ermordung zu schützen. Bis Ende 1942 gelang dies auch sehr gut. 1943, zu diesem Zeitpunkt waren die Ermordungen offiziell gestoppt, wurden dann auch "Pfleglinge" aus Hephata verlegt. Die Regierung nannte viele Gründe, warum es nötig war, die Menschen an andere Orte zu bringen. Man nannte diese Maßnahmen kriegsbedingte Notwendigkeiten. Es sollten neue Lazarette oder Unterkünfte für die Bombengeschädigten geschaffen werden. Von den 600 "Pfleglingen" konnten nur 150 in Mönchengladbach und 100 auf dem Benninghof bleiben. Die anderen 350 "Pfleglinge" versuchte man, in die Diakoniestalten

in Bad Kreuznach zu verlegen. Aber hier gab es keine Kapazität um so viele "Pfleglinge" aufzunehmen. Somit musste ein Teil der Pfleglinge in staatliche Anstalten verlegt werden. Die Anstalt Hephata bemühte sich, den Kontakt zu ihren "Pfleglingen" auch in diesen Anstalten aufrecht zu erhalten. Die Verlegung in die staatlichen Anstalten war für die Menschen das Todesurteil. In den Anstalten Scheuern, Hadamar, Hildburghausen und Klagenfurt, in Kärnten Österreich, wurden 188 "Pfleglinge" aus Hephata ermordet.

Diesen 188 Menschen ist das Gedenkbuch „Erinnerung an die Opfer der nationalsozialistischen Euthanasie in der Evangelischen Bildungs- und Pflegeanstalt Hephata 1943 – 1945“ gewidmet, das seit Ende 2006 in der Hephata-Kirche ausliegt. Dieses Buch soll - mit je einer Seite für jede ermordete Person - die Erinnerung an die Opfer wach halten, den einfachen Reihen von Zahlen der Opfer einen Namen geben,

damit diese Menschen aus der grauen Anonymität der Geschichte herausgeführt werden. Das Gedenkbuch versucht, mehr als nur eine Aufzählung der Opfer zu sein, viel mehr sollen die Menschen in den Kontext der Geschichte eingeordnet werden. Das „warum“ ist schwer oder gar nicht zu erklären. Aber die Situation, die damals herrschte, soll festgehalten werden, damit die Menschen heute nicht so einfach über die Geschehnisse der Vergangenheit hinweg sehen.

Der Mensch lebt nicht nur in der Gegenwart, er wird durch die Vergangenheit geprägt und sein Handeln beeinflusst die Zukunft. Dies verpflichtet Menschen, sich zu erinnern und sich die Geschichte immer wieder ins Gedächtnis zu rufen, um nicht zu vergessen und vielleicht für sein eigenes Handeln Orientierung zu gewinnen.

Heiko Schwalm, M.A., ist Historiker und hat das Gedenkbuch erstellt.

Text: Heiko Schwalm Foto: Udo Leist

Text: Dieter Kalesse
Fotos: Dieter Kalesse, Britta Schmitz



15,5% sind schon geschafft*



Danke dafür!

Danke, dass Sie schon 15,5 % der Baukosten für die neue Hephata-Turnhalle gespendet haben!

Weil keine öffentlichen Mittel zur Verfügung stehen, ist Hephata für den Bau der neuen Turnhalle auf Spenden und Zuwendungen aus Stiftungen angewiesen.

Sie erinnern sich noch, im November 2006 startete Hephata das Spendenprojekt „Bau einer neuen Turnhalle auf dem Kerngelände in Mönchengladbach“ (vgl. HephataMagazin 13), weil die derzeit noch genutzte über 30 Jahre alte Turnhalle immer weniger ihren Zweck erfüllt. In der Halle, die aus einer umgebauten alten Scheune entstanden ist, fehlen immer ein paar Meter an den genormten Spielfeldmaßen und die Sanitärräume entsprechen längst nicht mehr den heutigen Standards.

Die Baukosten – **vieles wird mit eigenen Handwerkern ausgeführt** – werden sich auf etwa 300.000,- Euro belaufen. Öffentliche Fördermittel stehen leider nicht zur Verfügung, so dass Hephata auf Spenden und Zuwendungen aus Stiftungen angewiesen ist.

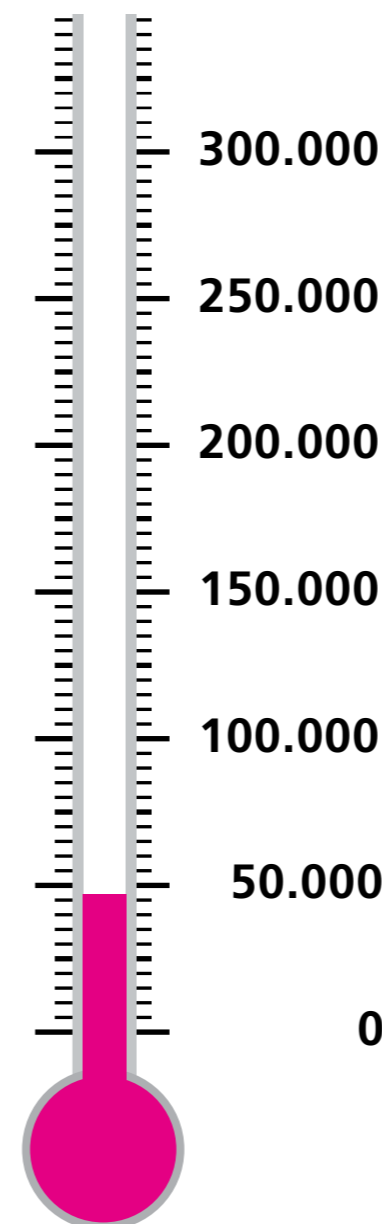
Wir sind Ihnen sehr dankbar, dass Sie als Freunde und Förderer der Stiftungsarbeit bisher 46.578,46 Euro (*Stand 16.03.07) für dieses Projekt zusammengebracht haben. Damit ist aber auch deutlich, dass Hephata noch auf weitere finanzielle Unterstützung angewiesen ist. Deshalb unsere Bitte, tragen Sie dieses Projekt weiter, erzählen Sie Ihren Freunden, Bekannten und Verwandten davon.

Alle Geber fördern mit jedem einzelnen Euro für den Bau der neuen Turnhalle den Breiten- wie den Spitzensport von Menschen mit Behinderungen. Schüler der Karl-Barthold-Schule werden die neue Halle ebenso nutzen wie behinderte Rentner aus den Hephata-Wohnhäusern und wie die Hephata-Sportler, die sich im Basketball und im Damenfußball zur Teilnahme an den Special Olympics International Games im Oktober 2007 in Shanghai, China, qualifiziert haben.

Jetzt können Sie im Internet die Spendenentwicklung für die Turnhalle ständig verfolgen: www.hephata-mg.de Auf Wunsch wird jede Spenderin und jeder Spender auf der Seite „Spendenbarometer“ für den Zeitraum von einem Monat namentlich genannt. Damit für Sie als Spender transparent wird, wie Hephata mit den von Ihnen anvertrauten Geldern umgeht, werden ab sofort alle Spender, die 100,- Euro und mehr geben, in einer Liste erfasst und später zur Eröffnungsfeier der neuen Turnhalle eingeladen werden. Alle Spenderinnen und Spender mit Gaben ab 200,- Euro werden auf Wunsch namentlich auf der Unterstützertafel in der neuen Halle vermerkt werden.

Bitte empfehlen Sie das Projekt „neue Turnhalle“ weiter. Freudige Anlässe wie Geburtstage, Hochzeiten oder Jubiläen können auch Grund sein, Freude weiter zu schenken und den Bau der Turnhalle für Menschen mit Behinderung zu fördern.

Mit Dank und herzlichen Grüßen
Ihr Dieter Kalesse



Spendenkonto: 1112

KD-Bank, Duisburg

BLZ 350 601 90

„...Hephata hatte Professor Degen!“



(v.l.) Christian Dopheide, Prof. Johannes Degen, Klaus-Dieter Tichy

Text: Sonja Zeigerer Fotos: Britta Schmitz

Als Johannes Degen am 2. Februar das letzte Mal auf der Bühne stand, hätte man das Fallen der sprichwörtlichen Stecknadel vernennen können. Die 250 Besucher im Hephata Garten-Shop hörten gebannt den letzten offiziellen Worten des scheidenden Hephata-Direktors zu. Und das waren zugleich die Abschlussworte einer beeindruckenden Abschiedsfeier, zu der Gäste aus allen Bereichen der Behindertenhilfe, Politik, Wirtschaft und natürlich auch der Hephata-Mitarbeiterschaft gekommen waren.



Die Künstler der Hephata-Malgruppen und Redakteure der Bewohnerzeitung richteten Degen letzte Dankesworte aus, enge Freunde und Familienangehörige stärkten ihm in einigen emotionalen Momenten den Rücken.

Unter dem Titel „Johannes Degen: Werke“ gab es als Überraschung für den Allround-Mann 27 seiner selbst gemalten Bilder zu sehen, in einer Vitrine prangten Bücher, die er im Laufe seiner bisherigen Schaffenszeit herausgegeben, als Autor verfasst oder mit Veröffentlichungen bereichert hat. Johannes Degen – Pfarrer und Vorstand, Doktor und Professor, Maler und Autor – Degens Nachfolger bei Hephata, Pfarrer Christian Dopheide, empfahl seinem Vorgänger wohl wissentlich eindringlich und gutgemeint: „Tun Sie eine Stunde das, was Sie am Schlechtesten können, nämlich nichts!“

Auch Klaus-Dieter Tichy, kaufmännischer Vorstand und Moderator der Veranstaltung, zeigte sich beeindruckt von Vielzahl und Vielseitigkeit der Werke seines langjährigen Partners: „Die Werke von Johannes Degen umspannen einen sehr weiten Bogen“ – mit Begeisterung kündigte er deshalb den honorigen Laudator Markus Rückert an, vorsitzender Geschäftsführer des Augustinums in München, das mit 7000 Bewohnern zu den führenden sozialen Dienstleistungsunternehmen der Bundesrepublik gehört.

Und Rückert, der sich selbst schmunzelnd als „barocken Bayern“ bezeichnet, fand ganz besondere Worte für seinen Kollegen:

„(...) Ein wunderbarer, ein wichtiger Zug Degenscher Wissenschaftlichkeit, der Versuch, die Komplexität verschiedenster Einflussgrößen und Zwänge, denen sich Diakonie gegenüber sieht, verstehend in den Griff zu bekommen und diese erst nach exakter Prüfung deutend zu verändern. Ich denke, die erhebliche Entwicklung von Hephata in den vergangenen zehn Jahren spricht eine eindeutige Sprache, sie ist wohl in erster Linie der Erfolg der rast-



Klaus-Dieter Tichy



Dr. Markus Rückert



Klaus Flemming



Dr. Rainer Meusel



Norbert Bude



M. Hoffmann-Badache



Dieter Czogalla

losen Bemühung um Klarheit, Klarheit der Begriffe, der Sprache, der Gedanken, der Ziele, und erst in zweiter Linie dann das bedächtige Tun des Bedachten. (...) Das Thema der späteren Jahre von Johannes Degen, das stellt sich immer deutlicher heraus, ist die Freiheit. Ich vermute, das ist sein Thema schon immer gewesen, aber es wird nun immer häufiger thematisiert und aufdringlich. Überall in unserem Sozialwesen spürt er verdeckte Unfreiheiten auf, Knebel der korrumpierenden Finanzierungsbeziehungen, Fesseln der patriarchalen Überbehütung, Zwangsjacken bestimmender Fürsorge, Kandaren vorenthaltender Selbstbestimmung, dirigistische Hemmschuhe selbständiger Entwicklungsmöglichkeiten, Maulkörbe kirchlicher Bevormundung des Denkens, Tabus der Entmündigung, die alle nur ein Ziel haben: um den Preis der Freiheit den sozialpädagogischen Status quo zu wahren. (...)

Genug der Lobrede, eine wichtige Etappe im Leben des Johannes Degen ist zu Ende, die auch eine entscheidende in der Geschichte von Hephata gewesen ist, aber schon der alte Augustinus meint: Ein Stück des Weges liegt hinter dir, ein anderes Stück hast du noch vor dir, wenn du verweist, dann nur um dich zu stärken, nicht aber um aufzugeben. (...)

Während bei Rückert das berufliche Schaffen Degens im Vordergrund stand, brachte der „Kunst im Glashaus“- Fachmann Klaus Flemming der bestens unterhaltenen Zuhörerschaft den künstlerischen Degen näher:

„(...) Der Mensch will beim Betrachten eines einfachen Bildes zuerst Dinge wiedererkennen. Bei Degen gibt es Angedeutetes, und dann hört es schon mit dem Wiedererkennen auf. Wir sehen viel Angedeutetes wie beispielsweise auf dem Bild mit dem Titel „Verheißungen“. Denn diese Verheißungen zeigen sich nur sehr zögerlich. (...) Der bekannte Künstler Beuys hat einmal gesagt: Ich ernähre mich durch

worden. Sie haben vor elf Jahren systematisch mit der Dezentralisierung begonnen, so dass Hephata im Laufe der Jahre zum Markenbegriff für die Dezentralisierung geworden ist. Außerdem hat sich in Ihrer und natürlich auch in Herrn Tichys Zeit der Umsatz der Stiftung verdoppelt.“

Finanzierung nicht, **Hephata hatte Professor Degen.**“ Dieter Czogalla, Sprecher des Brüsseler Kreises, einem Zusammenschluss großer evangelischer und katholischer Sozialunternehmen in Deutschland, faszinierte besonders die Tatsache, dass unter Degen sogar

Finanzierung nicht, **Hephata hatte Professor Degen.**“ Dieter Czogalla, Sprecher des Brüsseler Kreises, einem Zusammenschluss großer evangelischer und katholischer Sozialunternehmen in Deutschland, faszinierte besonders die Tatsache, dass unter Degen sogar

Kraftvergeudung. Und deshalb möchte ich im Sinne von Beuys schließen mit den Worten: Johannes Degen hat noch viel Kraft zu vergeuden.“ Der Vorsitzende des Kuratoriums der Evangelischen Stiftung Hephata, Rainer Meusel, beschrieb die Geschichte Hephatas in den letzten elf Jahren unter der Leitung von Johannes Degen als eine von Erfolg gekrönte:

„Die Erfolgsgeschichte Hephatas trägt besonders Ihre Handschrift. In der Zeit Ihrer Vorstandschaft ist viel erreicht und bewegt

worden. Sie haben vor elf Jahren systematisch mit der Dezentralisierung begonnen, so dass Hephata im Laufe der Jahre zum Markenbegriff für die Dezentralisierung geworden ist. Außerdem hat sich in Ihrer und natürlich auch in Herrn Tichys Zeit der Umsatz der Stiftung verdoppelt.“

Landesrätin Martina Hoffmann-Badache dankte Degen besonders für sein dezentrales Engagement: „Viele Komplexeinrichtungen mussten wir zu Dezentralisierung animieren. Hephata brauchte diese Anschub-

Mönchengladbachs Oberbürgermeister Norbert Bude beschrieb die Beziehung zwischen Hephata und der Stadt neudeutsch als echte „winwin-Situation“ und würdigte besonders die Tatsache, dass Degen nie Forderungen gestellt, sondern vielmehr um Verständnis gebeten habe.

Landesrätin Martina Hoffmann-Badache dankte Degen besonders für sein dezentrales Engagement: „Viele Komplexeinrichtungen mussten wir zu Dezentralisierung animieren. Hephata brauchte diese Anschub-

der Abriss eines alten Anstaltsgebäude gefeiert wurde, üblich sei ja eher, dass Einweihungen gefeiert würden.

der Abriss eines alten Anstaltsgebäude gefeiert wurde, üblich sei ja eher, dass Einweihungen gefeiert würden.

der Abriss eines alten Anstaltsgebäude gefeiert wurde, üblich sei ja eher, dass Einweihungen gefeiert würden.

Am Ende seiner letzten offiziellen Veranstaltung bedankte sich Johannes Degen bei allen Gästen für ihre gute Zusammenarbeit und Unterstützung und bat sowohl als Pfarrer als auch Vorstand um die Kraft des Herzens und die Klarheit des Verstandes für alle weiteren Entwicklungen.

Sonja Zeigerer ist Öffentlichkeitsreferentin der Evangelischen Stiftung Hephata.

ABI-Hep vor der Vereinsgründung Gemeinsam sind wir stark

Die Angehörigen, Betreuer und Freunde Initiative Hephata (ABI-Hep) steht nach nunmehr 3 Workshops kurz vor der Vereinsgründung.

Seit dem Forum auf dem Stiftungsgelände am 18. März 2006 ist uns klar: „Eine Gemeinschaft muß her!“, denn auch Angehörige wollen und müssen sich in ihrer Mitverantwortung Gehör verschaffen.

Das Werkstattjubiläum am 2. September 2006 auf dem Mönchengladbacher Flughafen wurde genutzt, um das Startsignal für unsere Initiative zu setzen.

Die Workshops fanden an verschiedenen Orten innerhalb und außerhalb des Stiftungsgeländes statt, um Interessierte vor Ort anzusprechen und ihnen die Teilnahme zu erleichtern.

Wir holen jeden ab

Auf dieser Erfahrung aufbauend will ABI-Hep das Gefühl der Solidarität untereinander stärken. Sie setzt auf das Know-How ihrer Mitglieder und strebt eine enge Kooperation mit den Mitarbeitern aller Bereiche der Stiftung an.

Miteinander => Füreinander

Die Gespräche am Informationsstand, die folgenden Workshops und die stetig wachsende Teilnehmerzahl zeigt, wie stark der Wunsch ist, sich auszusprechen, Informationen zu erhalten und Entwicklungen der Stiftung aktiv zu begleiten.

Ihr Ziel ist die Verbesserung der Lebensqualität aller Beteiligten. Im Einzelnen will ABI-Hep deshalb:

- eine lebendige Gemeinschaft (Community) schaffen
- ein aktives Internet - Forum betreiben



- eine offene Kooperation mit den Heimbeiräten und dem Stiftungsvorstand pflegen
- eine Identifizierung (Corporate Identity) mit Hephata erzielen
- die zunehmende Bürokratisierung bekämpfen
- Kooperationen mit anderen Verbänden betreiben
- unsere Zuhilfenahmenden auf dem Weg in unsere Gesellschaft unterstützen.

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Wir laden Sie gerne zu unseren Workshops und Veranstaltungen ein, ebenso gern zu einem persönlichen Gespräch.

Nehmen Sie Kontakt mit ABI-Hep auf! Unsere Kontaktadressen sind:

Name: Dr. Dierk Freytag
Reinhard Kniest

Telefon: 02 03 - 35 14 63
0 61 82 - 78 18 02

E-Mail: freytag-uisburg@second.de
Reinhard_Kniest@CompuServe.com

Ina Menzer trifft die Boxer von Hephata

Im Jugendhilfebereich der Stiftung Hephata Wohnen gGmbH wird seit nunmehr vier Jahren unter Anleitung eines Box-Instruktors der Boxsport ausgeübt. Die Idee hierzu kommt aus der Überzeugung, dass



Kinder und Jugendliche durch praktische Erfahrung schneller, effektiver und mehr lernen als dies nur durch „pädagogische Gespräche“ möglich ist.

Das Boxen in Hephata findet einmal jährlich in Form eines Box Wochenendes unter dem Titel „Sich durch's Leben boxen“ statt. Hierbei werden neben einem intensiven Boxtraining, an dessen Ende für alle Teilnehmer ein Boxkampf steht, Themen wie Verwundung, Aggression, Regeln, Kontrolle und Achtsamkeit behandelt.

Zum Abschluss werden die gemachten Erfahrungen in Form eines Rituals integriert.

Aus diesen Box-Wochenenden entstand der Wunsch der Teilnehmer, regelmäßig zu boxen. Mittlerweile sind 52 Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in fünf Trainingsgruppen organisiert und boxen regelmäßig und mit Begeisterung. Im Jahre 2007 werden interessierte Mitarbeitende theoretisch und praktisch zum „Hephata-Box-Coach“ ausgebildet.

Am 28.12.2006 besuchte Frau Ina Menzer, Mönchengladbacher Boxweltmeisterin im Federgewicht nach Version der WIBF, die Kinder und Jugendlichen in der Abteilung Wohnverbund. Sie stand geduldig für Autogramme und Fotos, Fragen und Ge-



spräche zur Verfügung und bescherte den Boxerinnen und Boxern aus Hephata so ein absolutes High Light zum Ende eines anstrengenden Box-Trainingsjahres.

Vor allem überzeugte Frau Menzer durch ihre sympathische und offene Art, so dass wir hoffen, dass dies nicht der letzte Kontakt gewesen ist.

Dieter Köllner ist Abteilungsleiter des Bereiches Jugendhilfe



Ina Menzer zu Besuch

NAMEN UND NEUIGKEITEN

Kyrill verwüstet Hephata-Gelände

„Natürliches Denkmal“ soll zu umweltbewusstem Verhalten aufrufen

Mehr als 30 Jahre sind vergangen, seit der Club of Rom vor Klimaveränderungen aufgrund erhöhten Schadstoffausstoßes und des Abholzens der Regenwälder gewarnt hat.

Wenn derzeit in fast allen Medien wieder die Rede davon ist, dass Anstrengungen zum Klimaschutz dringend erforderlich sind, dann ist dieses Thema in den vergangenen 30 Jahren wohl sehr erfolgreich verdrängt worden.

Als Folge des Klimawandels soll es in Deutschland zukünftig extreme Überflutungen und Stürme geben. Der erste große Orkan des Jahres 2007 war am 18. Januar Kyrill. Er entwurzelte auf dem parkähnlichen Stiftungskerngelände in Mönchengladbach zahlreiche große Bäume und beschädigte drei Gebäude erheblich.

Das Dach des Handwerksgebäudes wurde teilweise vom Sturm abgedeckt, ein Baum stürzte auf die Wohngruppen Hephataallee 7 bis 11 und ein Baum riss eine Ecke des ehemaligen Wirtschaftsgebäudes ein. Verletzt wurde glücklicherweise niemand. Insgesamt wird der entstandene Schaden auf etwa 44.500,- Euro geschätzt.

Die Landschaftsgärtnerei des Hephata-Garten-Shops führte zügig Aufräumarbeiten durch. Allerdings einigten sich der Leiter des Garten-Shops, Libor Kavalir, Hephata-Direktor, Christian Dopheide und Dieter Kalesse darauf, den Wurzelstock eines umgestürzten Silberahorns nicht zu räumen und damit ein Zeichen gegen das Verdrängen zu setzen. Zukünftig wird ein Schild an diesem Wurzelstock erklären:



Prozess-Beobachtung:

Dieser Baum wurde durch den Orkan Kyrill am 18.01.2007 aus der Erde gerissen. Der gebliebene Wurzelstumpf wird sich täglich verändern. Er soll daran erinnern, Gottes gute Schöpfung – die Grundlage unseres Lebens – zu bewahren.

Wechsel im Kuratorium

Verabschiedet: Hans Mücke

Herr Mücke, Sie sind Kaufmann und in der Hotelberatung tätig. Mit Ihrem 70. Geburtstag hat satzungsgemäß Mitte 2006 Ihre Tätigkeit im Kuratorium der Stiftung geendet. Insgesamt haben Sie sich 13 Jahre lang ehrenamtlich für die Evangelische Stiftung Hephata engagiert. Ihre Mitarbeit begann schon 1993 damals im Verwaltungsrat der Stiftung. Was war Ihr ursprünglicher Beweggrund für dieses dauerhafte, auch zeitintensive, ehrenamtliche Engagement?

Meine ersten persönlichen Kontakte kamen über den Fußball. Mit unserer Straßenmann-



schaft, zu deren Stamm fünf Gebrüder Mücke gehörten, spielten wir Anfang der fünfziger Jahre öfters gegen die Bewohner von Hephata. Später vertiefte sich die

Verbindung über den CVYM Rheydt, der ebenso wie Hephata vor etwa 150 Jahren vom Rheydter Pfarrer Franz Balke mitbegründet wurde. Bereits seit längerer Zeit besteht auch eine CVJM-Gruppe aus Angehörigen von Hephata. Meine persönliche Mitarbeit in der Stiftung Hephata begann im Dezember 1993 mit der Wahl in

den damals als Aufsichtsgremium bestehenden Verwaltungsrat. Während der tiefgreifenden Krise, die Hephata 1995 durchlief, unterstützte ich die Kritik am zum Teil autoritären und unqualifizierten Führungsstil. Das führte zu meinem vorübergehenden – erst durch gerichtlichen Vergleich aufgehobenen – Ausschluss aus dem Verwaltungsrat.

Durch Ihre Mitarbeit im Aufsichtsgremium überblicken Sie ein Stück Stiftungsgeschichte. Was waren Ihres Erachtens die entscheidenden Entwicklungsschritte in diesem Zeitraum?

Wechsel im Hephata Kuratorium

Aus meiner Sicht ist die - aus der Krise begründete - 1996 erfolgte Änderung der Führungsstruktur und Neubesetzung des Vorstandes von großer Bedeutung für die positive Entwicklung von Hephata. Durch eine neue - dem Sinn und Zweck angepasste - Satzung wurde die Anstalt zu einer Stiftung und die Kompetenz und Verantwortung wurde dem Vorstand übertragen. Gleichzeitig wurde der - mit 42 Mitgliedern zwangsläufig - schwerfällige Verwaltungsrat abgeschafft und an seine Stelle trat das Kuratorium mit 12 Mitgliedern. In der Folge wurden auch die Grundsätze und Zielsetzungen für die Zusammenarbeit neu formuliert und entsprechend wurde die Organisationsstruktur der Stiftung geändert. Unter diesen Voraussetzungen konnte der Vorstand strategische Ziele festlegen und inzwischen schon viele unternehmerisch fundierte und wirtschaftlich vertretbare Maßnahmen - mit der Zustimmung des Kuratoriums - realisieren.

Hat sich Ihren Erfahrungen nach die Einstellung zu Menschen mit Behinderung in der Bundesrepublik verändert?

Behinderte Menschen werden meiner Meinung nach immer noch als nicht „normal“ angesehen und behandelt. Dieses Vorurteil ändert sich nur dann, wenn eine persönliche Beziehung entsteht. Deshalb ist es wichtig und von entscheidender Bedeutung, dass Menschen mit Behinderung nicht „anstaltsmäßig ausgesperrt“ werden, sondern in Nachbarschaften eingebunden leben können und dass sie auch beruflich mit

so genannten „Nichtbehinderten“ zusammen arbeiten können. Es freut mich, dass Hephata sich zu dieser Integration verpflichtet hat.

Was möchten Sie der Evangelischen Stiftung Hephata für die weitere Entwicklung ins Stammbuch schreiben?

Hier wiederhole ich den Wunsch, den ich bei meiner Verabschiedung aus dem Kuratorium geäußert habe: Ich stelle fest, dass die derzeitige Leitung, die nunmehr seit zehn Jahren hier tätig ist, sehr viel geleistet hat und zu vielen Erfolgen geführt. Ich wünsche mir für die Zukunft, dass diese positive Arbeit der Stiftung auch weiterhin praktiziert wird!

Neu berufen:

Gerhard von Kulmiz

An Stelle von Hans Mücke wurde Gerhard von Kulmiz neu ins Kuratorium berufen. Er ist 1965 in Erlangen geboren, ist verheiratet und Vater von zwei Kindern. Nach dem Abitur und zwei Jahren Bundeswehrzeit studierte er an der Friedrich-Alexander-Universität, Erlangen - Nürnberg, Fertigungstechnik. In seine Studienzeit integrierte er ein Auslandsstudium an der Universität Joseph Fourier in Grenoble, Frankreich.

Von 1994 bis 1999 arbeitete von Kulmiz für die Daifuku Co., Ltd. zunächst in der Niederlassung München als Vertriebsingenieur im Geschäftsbereich „Automated Production System Division“, Fördertechnik-Europäische



Automobilindustrie, später in der Niederlassung Mönchengladbach als Vertriebs-Manager. Von 1999 bis 2003 schloss sich eine Tätigkeit für die Automotive Lighting GmbH (Joint Venture Bosch/Magneti Marelli) in Reutlingen als Key Account Manager an. Die Imperia ist ein Ingenieur-Dienstleistungsunternehmen für die Entwicklung von Fahrzeugkarosserien, zu dessen Kunden unter anderen die Ford AG gehört.

2003 stieg von Kulmiz in die Imperia - Gesellschaft für angewandte Fahrzeugentwicklung mgH mit Sitz in Aachen als Geschäftsführer und Gesellschafter ein.

Herrn von Kulmiz' Entscheidung, sich im Kuratorium der Evangelischen Stiftung Hephata zu engagieren, gründet darin, dass er sich - geprägt durch sein Elternhaus, wie auch seine Mitgliedschaft im Johannerorden - gern zu Gunsten von Menschen, die der Unterstützung bedürfen, einsetzen will. Er hofft dabei seine Erfahrungen und Fähigkeiten aus Wirtschaft und Industrie zum Wohle der Menschen mit Behinderung und der Stiftung Hephata einbringen zu können. „Nicht zuletzt der sehr angenehme und positive erste Eindruck von der Arbeit Hephatas und von seinen Entscheidungsträgern haben mich zur Mitarbeit bewogen“, kommentiert von Kulmiz seinen Entschluss.

Dieter Kalesse



Nach 40 Jahren habe ich meine Schwester kennen gelernt



Ulla



Heike

Ich bin mit 6 Monaten von meinen jetzigen Eltern adoptiert worden, aus einem Kinderheim in Paderborn. Meine Schwester heißt Ulla und ist nur zwei Jahre älter als ich, doch wir haben uns erst nach 40 Jahren, im Jahr 2002, kennen gelernt. Wir haben uns das erste Mal in Rheydt am Hauptbahnhof gesehen, da gab es natürlich Freudentränen. Interessanter Weise hat meine Schwester ungefähr zur gleichen Zeit wie ich mit der Suche begonnen. Mir war meine Mutter behilflich und eine nette Dame vom Jugendamt. Meine Schwester hatte jedoch früher Erfolg und meldete sich bei mir. Bei unserem ersten Treffen haben wir uns umarmt, geweint und natürlich direkt geduzt. Wir sind dann erst mal zu meinen Eltern gefahren. Meine Schwester hatte Geschenke mitgebracht, für mich eine Diddl-Maus als Koch. Die steht jetzt in der Küche und guckt immer zu. Wir haben Kaffee getrunken und uns unterhalten, es gab viel zu erzählen. Danach sind wir noch zur Schlossstraße gefahren und haben uns mein Zimmer und die Wohngruppe angeguckt. Meine Schwester hatte ihren Sohn Markus dabei, der Jüngere. Daniel ist der ältere Sohn. Sie ist verheiratet mit Joseph und sie haben auch noch einen Wellen-

sittich, Timmy. Meine Schwester ist auch adoptiert. Wir sind also als Einzelkinder in zwei verschiedenen Familien groß geworden. Wir sind uns in manchen Dingen ähnlich, z.B. rege ich mich schnell auf und sie auch. Das haben wir wohl beide geerbt. Wir tragen beide eine Brille. Unsere Hobbys sind teilweise unterschiedlich. Sie ist z.B. großer Karnevalfan und ich überhaupt nicht. Aber wir schießen beide gerne auf Karten, z.B. auf dem Sommerfest. Fußball finden wir beide interessant. Ich bin in einer Tippgemeinschaft, meine Schwester ist richtiger Fan, Bayernfan. Ich bin nicht direkter Fan, aber wenn Deutschland spielt oder die Weltmeisterschaft ist, das interessiert mich schon. Wir lesen beide gern und schnattern beide gern, aber wir machen auch mal eine Pause und lassen andere zu Wort kommen. Und wir sind beide Kaffeetanten, wir trinken gerne Kaffee. Auf dem Stiftungsfest war ich auch mit meiner Schwester. Meine Schwester fand das richtig gut. Meine Schwester ist offen gegenüber Menschen mit Behinderung, sie interessiert sich für Hephata und kann gut mit Behinderten umgehen.

Seit wir uns kennen gelernt haben, besuchen wir uns regelmäßig. Meine Schwester wohnt in Höxter, ca. drei Stunden mit dem Auto entfernt, in der Nähe von Paderborn. Ich wohne auf der Bachstraße in den Rheydter Wohngemeinschaften. Mit 18 bin ich bei meinen Eltern ausgezogen in die Wohngruppe Düsseldorfstraße, dann 1995 in die Wohngruppe Schlossstraße. Und seit 2003 wohne ich auf der Bachstraße. Zu meinen Eltern habe ich einen engen Kontakt, nach der Arbeit gehe ich oft zu ihnen.

Als ich mit meinen Eltern mal in Höxter war, haben wir auch die Mutter meiner Schwester getroffen. Für uns beide sind unsere Adoptiveltern unsere richtigen Eltern. Meine Schwester hat Kontakt zur leiblichen Mutter, ich möchte darüber aber nicht sprechen, mir fällt das sehr schwer, ich habe keinen Kontakt. Wir sind beide sehr froh, dass wir uns gefunden haben und werden den Kontakt nicht mehr abbrechen lassen.

Zukunftsleben-Redakteurin Heike Aring hat diesen Artikel mit Unterstützung von Silvana Burghardt erstellt.

Ein anderer Maßstab



Text: Christian Dopheide Foto: gettyimages

Dass die Familie die Wertschätzung der Kirche genießt, ist bekannt. Wie jede Religion, so lebt auch die christliche von Traditionen und ihrer lebendigen Weitergabe. Diese erfolgt seit Menschengedenken von Generation zu Generation, meist von den Großeltern zu ihren Enkeln. Wo aber der Dialog der Generationen verstummt, da reißt diese Kette. Die biblische Botschaft droht, im Schweigen zu versickern. An der Stabilität der Familie sind deshalb natürlicherweise alle interessiert, denen die Weitergabe der biblischen Botschaft über Generationen hinweg am Herzen liegt.

Aber dies ist nicht alles. Denn sonst hätten wir nicht einen solchen Text wie diesen in der Bibel stehen:

Und sie sprachen zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder und deine Schwestern draußen fragen nach dir. Und er antwortete ihnen und sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder? Und er sah ringsum auf die, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder! Denn wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter. (Mk. 3, 32-35)

„Wer ist meine Mutter und meine Brüder?“ – Die Schroffheit der Antwort Jesu zeigt eine fast schockierende Nähe zur Frage des Kain: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ Wovon nur grenzt sich die nachösterliche Gemeinde so energisch ab, indem sie den irdischen Jesus ein Statement sprechen lässt, das in dieser Zuspitzung auf keiner Synode mehrheitsfähig wäre?

Die ersten christlichen Gemeinden haben sich mit beachtlicher Zielstrebigkeit innerhalb weniger Jahrhunderte vom Rand in die Mitte der spätantiken Gesellschaft bewegt. Zweierlei vor allem war aufsehenerregend an dieser jungen Organisation, die mit sanfter Kraft den römischen Staat eroberte. Zum einen die auf den Apostel Paulus zurückgehende kühne Vision, das Evangelium Jesu Christi „bis ans Ende der Welt“ zu tragen. Helle Köpfe und dynamische Persönlichkeiten ließen sich gewinnen für dieses große Ziel. Zum andern aber war es die überzeugend gelebte **soziale Verantwortung** für Menschen, die zwar zur Gemeinde, nicht aber zur Familie gehörten.

Das war Diakonie. So etwas hatte bis dahin die Welt noch nicht gesehen. Bislang war die Familie alles, der Rest der Welt nichts. Manch eine archaische Gesellschaft ist bis heute so strukturiert. Das Evangelium Jesu Christi jedoch setzt neue Maßstäbe. Fremde sind Geschwister, weil sie Kinder Gottes sind. Und Geschwister sind nicht nur die Kinder meiner Eltern. Als Kinder Gottes sind sie etwas Eigenes, sind meinem Einfluss, aber auch meiner Verantwortung im letzten Grund entzogen. Dem weiß sich auch die Stiftung Hephata bis heute verpflichtet.

Jeder Mensch ist anders. Und jeder Mensch ist gleich in der Kindschaft Gottes. Unser Ding ist es, Menschen dienlich zu sein, wenn sie ein paar Hilfen brauchen, um den Weg zu gehen, den jede Schwester, jeder Bruder gehen darf: ausziehen von zuhause, das eigene Leben gestalten, die geschenkten Gaben entfalten und dankbar zurückblicken auf die Familie, der man entwachsen ist.

Einander in Freiheit verbunden bleiben? Wir glauben, dass es geht.

Christian Dopheide, Pfarrer und Direktor der Evangelischen Stiftung Hephata



BUNDESINITIATIVE

DAHEIM STATT HEIM

Hephata gehört zu den Erstunterzeichnern

Initiiert von Silvia Schmidt MdB, Behinderntenbeauftragte der SPD-Bundestagsfraktion, wurde am 1. Dezember 2006 die Bundesinitiative DAHEIM STATT HEIM gegründet und in Berlin der Presse vorgestellt.

Im Rahmen der Pressekonferenz begründete Silvia Schmidt, „Das SGB IX ist für mich in Gesetz gegossene Integration und Gleichberechtigung für alle Menschen. Die hervorragenden Instrumente des Gesetzes, wie Persönliches Budget, Wunsch- und Wahlrecht sowie der Teilhabegedanke müssen endlich Realität werden. Dafür möchte ich mich mit dieser Bundesinitiative einsetzen und bin sehr optimistisch, dass wir die vorhandenen sehr guten Ansätze bundesweit unter einer Flagge zusammenführen können. Der Wandel kann und muss mit den Betroffenen und den Mitarbeitern der Einrichtungen zusammen angegangen werden. Wir werden nur gemeinsam, nicht gegeneinander etwas erreichen.“

Elke Bartz, Vorsitzende des Forums selbstbestimmter Assistenz (ForseA), ebenfalls Erstunterzeichnerin, erklärte: „In Schweden sind im letzten Jahr die letzten Heimplätze abgeschafft worden. Warum ist das in Deutschland nicht möglich? Wir diskutieren immer noch über Fragen, die international schon lange beantwortet sind. Ich hoffe darauf, dass diese Bundesinitiative dazu beiträgt, die Debatte zu forcieren und die Umsetzung zu begleiten.“

In Ihrem Thesenpapier fordert die Bundesinitiative unter anderem:

(...) **A.** Alternative, umfassende und bedarfsgerechte ambulante Unterstützungsangebote für behinderte Menschen müssen flächendeckend auf- und ausgebaut werden. (...)

(...) **B.** Die Reform der Eingliederungshilfe und anderer Leistungsgesetze darf nicht dazu führen, dass der Begriff „ambulant“ missbraucht wird um Kosten zu senken. Dieser Initiative geht es nicht darum, ambulante Versorgung, ambulantes Wohnen und Arbeiten zu fördern weil es billiger ist, sondern weil dies das Leben in Teilhabe und Selbstbestimmung unterstützen und ermöglichen kann. Deshalb muss das Gegenüber von ambulant und stationär langfristig aufgehoben werden – es führt zur technokratischen Interpretation alternativer Hilfesysteme (...) **D.** Die Inklusion und Integration behinderter Menschen muss gleich von Anfang an, also im Kindergarten und in der Schule beginnen. (...) **E.** Wenn Aussonderung erst gar nicht praktiziert wird, muss die Integration später auch nicht mehr gepredigt und kostspielig umgesetzt werden. (...) **F.** Die maximale Gruppengröße für behinderte und ältere Menschen, die in Gruppen leben wollen, darf ähnlich wie in Schweden fünf Personen nicht übersteigen. (...) **H.** Die Betroffenen müssen an den Reformprozessen nach der Devise „Nichts über uns ohne uns“ entscheidend beteiligt werden. (...)

Das vollständige Thesenpapier und weitere Informationen zu DAHEIM STATT HEIM finden Sie im Internet unter:

www.bundesinitiative-daheim-statt-heim.de

Die Evangelische Stiftung Hephata gehört zu den Erstunterzeichnern von DAHEIM STATT HEIM, weil sie in dieser Initiative eine Unterstützung auf und in vielen Punkten eine Zielgleichheit mit ihrem seit 1995 eingeschlagenen Weg sieht – große Anstaltsgelände zu dezentralisieren und Menschen mit Behinderung kleinteilige, ambulante oder stationäre Wohnformen anzubieten, die in Nachbarschaften eingebunden sind und darauf abzielen, die vorhandenen sozialen Bezüge zu erhalten.

Hephata hofft durch die Zusammenarbeit mit Betroffenen, anerkannten Fachleuten, Politikern und anderen Dienstleistungsanbietern in der Initiative gemeinsam etwas bewegen und Impulse setzen zu können für eine menschlichere Gesellschaft, in deren Mitte Menschen mit Behinderung und alte Menschen ganz selbstverständlich mit leben.

Dieter Kalesse



Infos zur Bundesinitiative finden Sie unter:

www.bundesinitiative-daheim-statt-heim.de

Auf dieser Internetseite können Sie sich auch als Unterstützerin oder Unterstützer eintragen.

Der Prozess der Dezentralisierung hat für Hephata schon lange begonnen. Mit dem Abriss der Anstaltsgebäude Disselhoff-Haus 2006 (re) und Bodelschwingh-Haus 2003 (li) und den Umzügen der Bewohner ab 1998 in kleine Wohnhäuser sind erste entscheidende Schritte getan.



Die Krankenkasse für
Kirche und Diakonie

BKK Diakonie

Von Mensch zu Mensch...

Gesetzliche Krankenversicherung aus Bethel mit:

- qualitätsgeprüften Leistungen
- besonderen Präventionsangeboten
- guter Beratung
- günstigem Beitragssatz

Info-Hotline:

01 80 - 255 34 25

Besuchen Sie uns im Internet:
www.bkk-diakonie.de



Von Mensch zu Mensch...

Aktuelle Termine

was liegt an - was ist wichtig - was sollte man nicht verpassen

Mai 2007

Samstag, 5. Mai - 16.00 Uhr
Gottesdienst zur Einführung des neuen Hephata-Direktors Pfarrer Christian Dopheide in der Christuskirche, Kapuzinerplatz 46, Mönchengladbach
anschließend Empfang im benachbarten Haus Zoar

Samstag, 12. Mai - ab 14.00 Uhr
Motorrad-Gespannfahrer-Treffen am und um das „Zentrum für Aktivitäten und Kommunikation“ (ZAK) Karl-Barthold-Weg 16, Mönchengladbach

Juni 2007

Freitag, 1. Juni – 15.30 Uhr
Eröffnungsfeier des Hephata-Hauses in Mönchengladbach – Wickrathberg, Postillionsweg 80

Samstag, 2. Juni – ab 12.00 Uhr
Schulfest zum 60. Jubiläum der Hans-Helmich-Schule Benninghofer Weg, Mettmann

vom 6. bis 10. Juni 2007 finden Sie **Hephata mit fünf Angeboten beim 31. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Köln**
Beim **Eröffnungsgottesdienst in leichter Sprache** am Mittwoch, **6. Juni, 17.30 Uhr** im Gürzenich wirkt die OK-Band der Stiftung Hephata, Leitung Wilfried Stelter, mit; Gestaltung des Gottesdienstes unter anderen Pfarrer Christian Möring.
Beim **Abend der Begegnung**, Mittwoch 6. Juni bietet der Catering-Bereich der Hephata-Werkstätten, Betriebsstätte Benninghof, am Aufgang der Hohenzollernbrücke, Kennedy-Ufer, Reibekuchen und Getränke an; spielt die Hephata-Band „TAL 107 PB“ unter Leitung von Bernd Goertzgen ab etwa 19.15 Uhr auf der Bühne der **Diakonie-Meile** auf dem Heumarkt.
Von Donnerstag, 7. bis Samstag, 9. Juni präsentieren sich die Hephata-Werkstätten gGmbH (Thema: Teilhabe am Arbeitsleben) und die Hephata-Wohnen gGmbH (Thema: ambulant betreutes Wohnen) auf der **Messe im Markt – Halle 10.1, Stand A 27**.
Außerdem bietet die Klasse 2a des Hephata-Berufskollegs kreative Angebote zum Mitmachen im **Service- und Begegnungszentrum für Menschen mit Behinderung** in Halle 10.1 an.

Freitag, 10. August – 19.00 Uhr

Taikogruppe „Wadokyo“
Zweiter Benefizaufritt zu Gunsten der Hans-Helmich-Schule in der Stadthalle in Erkrath, Neander-Straße 58.
Mit Trommelschlägen in allen Klangfarben, Tempi und Lautstärken ausgeführt mit unglaublicher choreografischer Präzision reißt diese Düsseldorfer Gruppe mit tradinellen japanischen Trommeln Zuhörer und Zuschauer in ihren Bann.

Samstag, 18. August – ab 14.00 Uhr
Jubiläumsfeier 10 Jahre „gemeinnützige Beschäftigungs- und Qualifizierungsgesellschaft Hephata mbH“ im und am Hep-Cafe, Gustav-Wagner-Weg 9, Mönchengladbach

Die nächste Ausgabe erscheint im Juli 2007.



August 2007



Wir sind Ihre Bank

Die KD-Bank ist eine Genossenschaftsbank mit christlichen Wurzeln und Werten, die Institutionen aus Kirche und Diakonie und deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter betreut.

Auch Privatpersonen, die unsere christlichen Werte respektieren, sind herzlich willkommen.

Wir beraten offen, kompetent und fair – Ihre Zufriedenheit ist unser Ziel!

www.KD-Bank.de



Dortmund

Schwanenwall 27
44135 Dortmund
Fon 0231-58444-0
Fax 0231-58444-161
Dortmund@KD-Bank.de

Duisburg

Am Burgacker 37
47051 Duisburg
Fon 0203-2954-0
Fax 0203-2954-161
Duisburg@KD-Bank.de

Berlin

Ziegelstraße 30
10117 Berlin
Fon 030-308891-0
Fax 030-2816082
Berlin@KD-Bank.de

Magdeburg

Leibnizstraße 50
39104 Magdeburg
Fon 0391-59704-0
Fax 0391-59704-586
Magdeburg@KD-Bank.de

Impressum

HephataMagazin

Einblicke - Ansichten - Ausblicke
6. Jahrgang

Herausgeber:

Evangelische Stiftung Hephata
Hephataallee 4
41065 Mönchengladbach
Direktor Pfarrer Christian Dopheide
Telefon: 0 21 61 / 246 - 0
Telefax: 0 21 61 / 246 - 212
E-Mail: post@hephata-mg.de
Internet: www.hephata-mg.de

Beirat:

Oberkirchenrat Klaus Eberl, Wassenberg;
Prof. Dr. Barbara Fornefeld, Köln;
Kathrin Schulze Othmerding, Mettmann

Redaktion:

Dieter Kalesse
Telefon: 0 21 61 / 246 - 199
E-Mail: dieter.kalesse@hephata-mg.de

Konzept / Grafik Design:

Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign,
41466 Neuss, Tel.: 0 21 31 - 74 54 88

Layout:

Udo Leist, Studio für Kommunikationsdesign

Druck:

Hermes Druck und Verlag GmbH, 40221 Düsseldorf

Spendenkonto:

1112
KD-Bank, Duisburg
BLZ 350 601 90

Alle Freunde und Förderer der Evangelischen Stiftung Hephata erhalten das HephataMagazin kostenlos.

Copyright©

Evangelische Stiftung Hephata, Udo Leist - Kommunikationsdesign

Alle Rechte vorbehalten, fotomechanische oder elektronische Wiedergabe auch einzelner Teile, sowie Nachdruck nur mit Quellenangabe und Genehmigung des Herausgebers.

Die Evangelische Stiftung Hephata ist Mitglied in:

Diakonie

Brüsseler Kreis

VdDD
Verband diakonischer Dienstgeber
in Deutschland

BEB
Bundesverband
Evangelische
Behindertenhilfe

Wenn Empfänger verzogen, bitte mit neuer Anschrift zurück an Absender:
Evangelische Stiftung Hephata
Hephataallee 4 - 41065 Mönchengladbach

Deutsche Post AG
Entgelt bezahlt
41199 Mönchengladbach

Anzeige

Bis zu 15% Sondernachlass!



Nutzfahrzeuge



Audi



Beim Kauf eines Neuwagens der Marken VW
PKW, VW Nutzfahrzeuge, Audi und Škoda
erhalten körperlich

VW T5.

behinderte Menschen sowie Eltern von
körperlich oder geistig behinderten Kindern
einen Sondernachlass von bis zu 15%.

Audi A6 Avant.

Zudem beraten wir Sie gerne zu allen Fragen
über behindertengerechte Sonderausstat-
tungen sowie sonstige Ein- und Umbauten.

Škoda Octavia Combi.

VW EOS.

Ihr Partner für Mobilität und Lebensqualität:

DIETER SCHMIDT
autohaus kaarst

... wir lassen Sie nicht im Regen stehen!

Königsberger Str. 2 • 41564 Kaarst
02131 Fon 96000 / Fax 9600-90
www.autohaus-kaarst.de
info@autohaus-kaarst.de